Tatarische Gefangenschaft

Preis 1 Mark

HENRYK SIENKIEWICZ



Tatarische Gefangenschaft

Tatarische Gefangenschaft

von

Henryk Sienkiewicz

Deutsch von Stefania Goldenring



Berlin W 35
Schreitersche Verlagsbuchhandlung

Inhalt





Tatarische Gefangenschaft.

Fragmente aus der Familienchronik des Alexis Zdanoborski.

I.

Mein Knecht ritt bald vor mir, bald hinter mir her und schlug auf die Teorba,*) während sich mein Herz vor Weh und Sehnsucht nach Marysja zusammenpreßte. Je weiter ich mich entfernte, um so heißer entbrannte meine Liebe zu ihr. Damals kamen mir die Worte in den Sinn: „post equitem sedet atra cura",**) da ich aber nach dem Verlust meines bedeutenden Vermögens mit dem ehrenwerten Herrn Worschyanski mich weder auseinandersetzen, noch ihm eine Beichte meiner Gefühle ablegen wollte, blieb mir nicht anderes übrig, als mit dem Säbel in der Faust das Glück zu erkämpfen und erst mit Kriegsruhm bedeckt wieder vor ihm zu erscheinen.

Weder Gott, noch meine traute Marysja konnten es mir übelnehmen, daß ich dies nicht früher getan. Hätte sie mir befohlen, ins Feuer oder ins Wasser zu gehen oder mein

*) Zither.

**) Dunkle Sage sitzt hinter dem Reitersmann.

Blut zu vergießen, du, Jesu Christe, der du in mein Herz schaust, siehst, daß ich es getan hätte.

Etwas gab es jedoch, was ich nicht einmal meinem anmutigen Mädchen zu opfern vermochte: nämlich meine adlige Ehre. Vermögen besaß ich fast gar nicht, aber in meinen Adern rollte stolzes Blut; von meinen Vätern besaß ich ein Vermächtnis, das ich heilig hielt. Darin hieß es, ich möchte es nie vergessen, daß mein Körper freilich mir gehörte und es mir wohl erlaubt sei, ihn zu zerstören. Die unbefleckte Familienehre dagegen sei ein Erbteil meiner Ahnen, das ich ebenso makellos zurückgeben müsse, wie ich es erhielt.

Ewigen Frieden möge der Herr meinen Vätern geben, und das ewige Licht leuchte ihnen in Ewigkeit!

Wenn der ehrenwerte Herr Worschyanski selbst damit einverstanden wäre, mir sein Töchterchen zu geben, so wüßte ich nicht, wo ich sie einführen sollte. Hätte er mich im Hinblick auf mein geringes Vermögen in seinem Stolz einen armen Schlucker genannt, so würde ich mich im Bewußtsein meines vortrefflichen Geschlechts verletzt gefühlt haben und hätte mich an ihm rächen müssen. Da er aber der Vater meiner Marysja ist, so möge Gott es verhüten! Es blieb mir denn nichts anderes übrig, als über die Grenzen des Vaterlandes hinauszuziehen.

Nachdem ich Riemzeug und Geschirr und was ich sonst an Wertvollem von meinen Vätern geerbt, zum Teil versetzt, zum Teil verkauft hatte, befand ich mich im Besitze von 300 vollwertigen Dukaten, die ich dem ehrenwerten Herrn Worschyanski gegen Zinsen übergab. Dann verab-

schiedete ich mich unter Tränen und schweren Seufzern von Marysja, traf in der Nacht meine Reisevorbereitungen, und am nächsten Morgen wandten wir, mein Knecht und ich, unsere Pferde gen Osten.

Wir mußten über Zaslau und Bar nach Haysyn reisen. In Schlössern, Herrenhöfen oder Wirtshäusern schlugen wir unser Nachtlager auf und gelangten endlich nach Uman, hinter welcher Stadt sich bereits die gleichmäßige, üppige düstere Steppe ausbreitete. Mein Knecht ritt voran, schlug die Teorba oder sang Lieder, mir aber schien es, als flöge vor mir gleichsam ein Vogel, dem ich nachjagte — der Ruhm nämlich —, während ein anderer Vogel, die Sehnsucht, mir auf dem Wege nachzog.

Wir beabsichtigten ein Standquartier in Mohylna zu nehmen, wo seinerzeit mein ehrenwerter Vater als Oberst ein Panzerfähnlein kommandierte, das er auf eigene Kosten zum Kriege mit den Muselmanen ausgerüstet hatte.

Aber nach Mohylna ist ein weiter Weg, denn das polnische Reich dehnt sich, Gott sei bedankt, weit auf der Erde aus; außerdem muß man über weite Steppen reiten, wo es bei Tag und bei Nacht von Tataren und allerlei verdächtigem Gesindel wimmelt, so daß man oft auf seiner Hut sein muß.

Unterwegs wunderte ich mich über alles, da ich zum erstenmal die Ukraine besuchte und lauter unbekannten Sachen und Dingen begegnete.

Es ist ein kriegerisches Land, die Bevölkerung ist härter und tapferer als bei uns, und in den Adern der Bauern

rollt ein stolzes Blut, dessen sich ein Edelmann nicht zu schämen brauchte.

Wenn man nach einer Ansiedlung kommt, so lüften die Bauern, obwohl sie erkennen, daß man von edler Herkunft ist, kaum die Hüte, sondern schauen einem direkt ins Gesicht.

In jeder Hütte dort findet man Säbel und Gewehr, und mancher Bauer trägt die Waffe in der Hand, genau wie anderwärts der Edelmann.

Trotzig ist die Natur dieser Leute. Sie machen sich nicht viel aus den Kommissaren des Polenreiches, wofür die Regierung sie schon gestraft hat und noch strafen wird. So keck und herausfordernd hat sie die Nähe der Heiden und die die fortwährende Kriegsbereitschaft gemacht.

Mit dem Ackerbau geben sie sich nicht gern ab, und wenn schon einer an der Wirtschaft Gefallen findet, siedelt er sich lieber auf seinem eigenen, als auf Herrenboden an. Dagegen reihen sie sich gern in das Hofgefolge oder unter die leichten Fahnen des polnischen Reiches ein und geben zur Auskundschaftung und zu kleineren Scharmützeln besonders gut geeignete Soldaten ab. Doch auch im Felde sind sie nicht widerspenstig. Sie stürzen, mit Geschrei um sich hauend und stechend, zusammengeballt wie eine Rauchwolke, auf den Feind los. Ihre Ansiedlungen gleichen eher einem Tabor*) als einem Dorfe; sie halten eine Menge Pferde, die Winter und Sommer auf der Steppe weiden und ebenso flink sind wie Tatarenpferde.

---

*) Lagerplatz.

Viele von ihnen flüchten auch nach den Inseln des Dnjepr und führen dort in der Sitsch*) gewissermaßen ein klösterliches, aber kriegerisches und durchaus räuberisches Dasein. Von ihrem Übermut hat das Vaterland schon viel gelitten, und es wird auch noch viel leiden, bis es ihm gelingt, sie zu bezähmen.

Sie an einem Orte festzuhalten, fällt einem Edelmann, auch wenn er ein mächtiger Herr ist, außerordentlich schwer; denn sie ziehen immer wieder hinaus und siedeln sich in den öden Steppen, an denen es dort nicht fehlt, nach eigenem Willen an.

Im Körperbau, wie auch in ihrer Lebensweise unterscheiden sich sich von unseren Bauern; sie sind alle hochgewachsen und kräftig, ihr Teint ist dunkel, ähnlich dem der Tataren, der Schnurrbart schwarz, wie bei den Walachen; die Köpfe rasieren sie nach heidnischer Sitte und lassen nur an der Schädelspitze ein widerspenstiges Haarbüschel stehen.

Als ich dies alles sah und darüber nachdachte, staunte ich sehr über dieses Land und über alles, was darin zu finden ist! Und wie ich es schon einmal kriegerisch nannte, so wiederhole ich, daß man wohl in der ganzen Welt vergeblich nach einem, für bewaffnetes und berittenes Volk geeigneterem Boden suchen dürfte.

Wenn die einen umkommen, ziehen von allen Seiten und über alle Wege andere herbei, gleichsam wie Vögelscharen. Man hört in jener Steppeneinöde eher die Schüsse von Gewehren, das Klirren der Säbel, das Wiehern der

---

*) Befestigtes Kosakenlager.

Pferde, das Flattern der Fahnen und das Schreien der Soldaten, als den Lerchengesang über den Feldern.

Es wandern dort ebenso wie in Podolien und Wolhynien Greise umher, die von allen gar sehr verehrt werden. Sie sind meist erblindet, spielen auf der Leier und singen ritterliche Gesänge, wodurch der kriegerische Sinn und die Empfänglichkeit für Ruhm in höchster Blüte stehen. Da die Soldaten oft sehen, daß das, was heute frei atmet, morgen bereits in Verwesung übergeht, achten sie ihr Leben ebenso gering, wie eine ungültige Geldmünze, und gehen mit ihrem Gut ebenso verschwenderisch um, wie ein Magnat mit dem Golde; — sie kümmern sich mehr um einen schönen Tod, als um das Leben und um zeitliche Güter.

Andere lieben den Krieg über alles und obgleich oft von hohem Adel stammend, verwildern sie beinahe in beständigem Soldatenleben. Sie ziehen in die Schlacht, wie zur Hochzeit, mit großer Freude und Jubelgesang. In Friedenszeiten hingegen langweilen sie sich sehr, und da sie ihre kriegerischen Gelüste nicht befriedigen können, bedrohen sie die allgemeine Ruhe.

Diese Leute werden „Ritter des Todes" genannt.

Kommt ein Mensch dort um, so wird das von allen als ganz gewöhnliche Sache betrachtet; selbst die nächsten Angehörigen beweinen ihn nicht sehr, in der Meinung, daß es einem Manne besser gezieme, in der Steppe zu sterben, als nach Weiberart den Geist im Bette aufzugeben.

Dieses Land bietet die beste Schule und Vorbereitung für ritterliche Dienste. Wenn ein junges Regiment dort ein oder zwei Jahre im Standquartier steht, wird es so

scharf wie ein türkischer Säbel, so daß weder die deutsche, noch die Janitschiren-Reiterei, in gleicher Zahl vertreten, sich mit ihm messen kann. Von geringeren Soldaten, z. B. den Walachen oder Soldknechten schon gar nicht zu reden.

An Gelegenheit zu Händeln fehlt es dort nicht; man sollte sie vermeiden, da das ganze Land von bewaffneten Männern wimmelt. Während ich mit meinem Knappen dahinritt, begegneten wir verschiedenen Gefolgen von Edelleuten, wie den Herren Pototzki, Wisnowietzki, Kisjel, Sbaraski, Jazlowietzki und Kalinowski mit verschiedenen schwarzen und bunten Farben gekleidet, dann auch ganzen Regimentern mit königlichen Fahnen.

Die Pferde jener Soldaten gingen bis an die Brust im Grase und prusteten, als wenn sie im Wasser schwämmen. Die Rittmeister umgaben die Fahnen wie die Schäferhunde, Kosaken schlugen in die Kessel, bliesen in die Zinken und Pfeifen oder sangen Lieder, womit sie einen wüsten Lärm verursachten, den der Wind noch von ferne herübertrug, nachdem sie längst den Blicken entschwunden waren.

Zwischen den Regimentern zogen Tschumakenwagen*) einher, die so entsetzlich knarrten, daß unsere Pferde oft scheu wurden. Von diesen Tschumaken führen die einen Salz von den Limanen (südrussische Ströme) am Euxinus, andere kehren von den trotzigen Heiden oder aus Moskau zu Palus Aeotis (Asowsches Meer) zurück; andere bringen moldauischen Wein nach Sitsch. — Sie ziehen alle wie eine Schar von Kranichen in geordneter Reihe und bilden so

*) Kleinrussischer Ochsenfuhrmann.

eine meilenlange Kette in der Steppe. Dann wieder begegneten wir Herden von Ochsen, alle von einer Farbe, mit großen, auseinandergebogenen Hörnern. Diese gehen so eng aneinander gedrängt, daß sie eine dichte Masse bilden, und nur die gehörnten Köpfe schwanken nach beiden Seiten.

Hinter dem Standquartier von Kisiel stießen wir auf einen Reitertrupp der berühmten Husaren.

Die Leute waren in voller Rüstung, und von ihren Helmen ging ein Rauschen, wie von Adlern. Sowohl mein Knappe, wie auch ich vermochten den Blick nicht von ihnen zu wenden, obgleich es schwer war, sie anzuschauen, weil die Sonne sich mit augenblendendem Glanz auf ihren Rüstungen spiegelte und die Spitzen der emporgerichteten Lanzen flackerten, wie Flammen brennender, in der Luft hängender Kerzen.

Aber Freude füllte unsere Herzen, denn die Husaren sahen eher einem Trupp von Königen ähnlich, als gewöhnlichen Soldaten; eine solche kriegerische Majestät ging von ihnen aus.

Hinter dem Standquartier wurde das Land öder. Oft erglänzten in der Nacht die Feuerherde der Kosaken-Boten, die nach verschiedenen Standquartieren geschickt wurden, oder auch der Bauern, die in die Steppe geflüchtet waren. Wir näherten uns ihnen nicht, da wir unseren eigenen Feuerherd anzuzünden pflegten. Manchmal wurden wir indessen aufgesucht, bald von Hungernden, bald von solchen, die sich in der Steppe verirrt hatten.

Eines Tages näherte sich uns ein Mann, dessen Gesicht vollständig mit Haar bewachsen und einem Wolfsschädel ähn-

licher sah, denn einem Menschen. Als der Knappe ihn erblickte, begann er vor Schreck zu schreien, und auch ich glaubte, mit einem Wärwolf zu tun zu haben und erhob bereits den Säbel, um ihn niederzumachen. Als das Monstrum aber, anstatt zu heulen, Christus lobte, ließ ich ihn in Frieden.

Der Fremde erzählte mir, er stamme von den Tataren, sei aber Katholik, worüber ich mich sehr wunderte, weil alle Leute außerhalb Litauens am Koran festhalten.

Dieser Mann hatte seiner Frau zuliebe seinen Glauben gewechselt, und als er später als vexillifer*) in seinem Clan diente, wurde er wegen der Kenntnis der tatarischen Sprache von den litauischen Hetmanen nach Orda geschickt.

Dem Knappen war es dennoch unheimlich, mit ihm an einem Feuer zu schlafen. Am häufigsten brachten wir die Nächte zu zweien schlafend zu, oder wir ruhten auch lieber nicht, um die Pferde zu bewachen.

So manches Mal streckte ich mich auf den Rasen nieder und schaute empor zu den am Himmelszelt flimmernden Sternlein, mir im Geiste vorstellend, daß jener Stern, der mir am herzlichsten zublinkte, meine Marysja sei. Voll wehmütiger Trauer fand ich darin Trost, daß jenes Sternlein niemals einem anderen leuchten, sondern mir Treue halten wird, da es ein rechtschaffenes Herz und eine so reine Seele besaß, wie eine im heißen Gebet vor Gott vergossene Träne.

Manchmal erschien sie mir im Traume, wie sie leibt und lebt. Eines Nachts erschien sie wieder und sagte, daß sie

*) Ausgebildeter Soldat, der weiter im Dienst bleibt.

für mich betete und gleich einer Schwalbe mir durch den Himmelsraum nachziehen werde; wenn sie müde sei, werde sie sich an meinem Haupt ausruhen und immerdar um Glück und Ruhm für mich zum Himmel zwitschern. Plötzlich löste sich ihre Gestalt in Dunst auf, und ich dachte beim Erwachen: „Ein Engel war bei dir!“ Doch wunderte mich, daß die Pferde die Ohren spitzten und schnaubten, als ob auch sie jemand neben sich verspürt hätten.

Indem ich diese Erscheinung als ein Zeichen der Gnade Gottes und als einen Ansporn in meinen Unternehmungen betrachtete, gelobte ich der heiligen Jungfrau Maria und dem heiligen Alexis, meinem Schutzpatron, daß ich mich niemals mit einer Todsünde beflecken wolle, um ihre Gnade auch fernerhin zu behalten.

Ich betete in jener Nacht bis zum Morgengrauen oder bis zur Zeit unseres Aufbruches.

Gewöhnlich brachen wir vor Sonnenaufgang auf, welcher in jener Gegend viel schöner ist, als bei uns. Denn wenn die ersten Strahlen auf die von der nächtlichen Kühle benetzte Ebene niederschießen, gleicht die Steppe einem mit Perlen geschmückten Tuch. Und es freut sich darob jegliche Kreatur.

Rebhühner, Wachteln, Schneehühner und andere Steppenvögel regen sich im Dickicht und streuen jene Perlen auf die Erde.

An Vögeln gibt es hier in diesem Lande einen unerschöpflichen Reichtum. Wir begegneten täglich bald listigen Trappen, bald zierlichen Kranichen. Die letzteren sitzen auf der Erde, die langen Hälse gleich Speeren emporreckend und

halten in geordneter Reihe Wache an den Grabhügeln. Wenn sie jedoch mit furchtbarem Gekreisch am Himmel daherfliegen, so schnellen sie so hoch empor, daß man sie mit dem Auge nicht wahrnehmen kann.

Die Tschumaken verehren sie sehr, weil sie im Fluge an die Form des heiligen Kreuzes erinnern. Die Soldaten zählen sie mit den Säbeln und prophezeien sich das Glück aus ihrer Zahl; meinem Begriff nach hat das keinen Sinn, denn was Gott der Herr einem in seiner Barmherzigkeit schenken will, das schenkt er ihm auch so.

Von anderen Vögeln gibt es Krähen, Raben, Habichte und Adler, die zur Zeit der Abendröte die Grabhügel in großen Scharen umkreisend, sich bald im Kranze auf denselben niederlassen, bald wieder ohne Ursache mit großem Flügelschlagen und mit so ungeheurem und wehklagendem Gekreisch emporschnellen, daß es grell in die Ohren klingt.

Die Abendröte glänzt hier in tieferem Purpur als bei uns, und zwar deshalb, weil die Heiden viel christliches Blut vergießen; dieses Blut aber steigt zum Himmel und rötet ihn, um Rache rufend.

Soweit das Auge reicht, bedecken Grabhügel das ganze Land; unter ihnen liegen Ritter und erwarten den jüngsten Tag. Andere behaupten jedoch, die Ritterschaft schliefe nur; sie werde erwachen, wenn man zum Auszug aller christlichen Könige gegen die Heiden blasen wird. Ob das wahr ist, weiß ich nicht, aber ich bin der Meinung, daß es wohl geschehen könnte, denn in Gottes Macht liegt eben alles.

Es ist ein Land tapferer Männer, ein Land, welches die Polen, Kosaken und Tataren in unaufhörlichen Fehden

und harten Kämpfen mit ihren Pferdehufen niedertreten. So erscheinen und verschwinden ganze Geschlechter gleich jenen Figuren auf einem Fastnachtstheater aus Pappe.

Viele von hohem Adel lassen sich hier nieder. Sie bilden ganze Ansiedlungen, in denen sie Bauern aus dem Königreich oder auch Ansässige um sich sammeln; denn obgleich man hier gezwungen ist, ein fortwährend von kriegerischer Gefahr bedrohtes Leben zu führen, so hat Gott der Herr dem Volke einen solchen hohen Sinn verliehen, daß die Gefahren es nicht schrecken, ihn vielmehr wie Köder und Lockspeise anziehen.

Wenn ein adliger Bursche das reife Alter erreicht, ist es schwer, ihn zu Hause bei der Wirtschaft oder auf der Schulbank zu halten; denn er schwingt sich wie ein Edelfalke zum Fluge hinaus. Manch einer bricht sich den Hals dabei, es ist aber auch schon oft dagewesen, daß mancher arme Schlucker zum Herrn geworden ist, dessen Kinder später in Schlössern leben, ein Hofgefolge besitzen und Senatorwürden im polnischen Reich bekleiden.

Es ist göttliche Bestimmung, daß ein Reitersmann vom Acker und Kriege zum Herrn heranwachse; außerdem vermehrt sich die Macht des polnischen Reiches durch solche Ansiedlungen in der Steppe. Am häufigsten kommen Leute des mächtigen Masurenstammes, von denen es im Lande wie in einem Bienenkorbe wimmelt. Diese bearbeiten ihre Steppe mit dem Pfluge und verwandeln sich in Ackerbauern; während des Krieges aber ziehen sie haufenweise, einer hinter dem anderen her, stets bereit, für einander zu sterben.

Als ich über diese Dinge nachdachte, freute ich mich sehr.

Ich begriff, daß ich entweder in der Schlacht fallen würde, wozu ein Edelmann und christlicher Soldat stets bereit sein muß, um dann die himmlische Krone zu erhalten, oder daß ich dem lieben Vaterlande bedeutende Dienste leisten müsse, um mein Geschlecht zu früherem Glanz zurückzuführen und meine Väter im Himmel zu erfreuen.

Diese hatten ihr Vermögen nicht durch Intrigen an den Höfen, noch durch Geschrei auf dem Landtage, sondern durch Blut, des Lebens Grundlage, erworben. Was sie besaßen, das hatten sie von der Republik erworben, und für diese sparten sie auch keine Ausgaben. Mein ehrenwerter Großvater und mein ehrenwerter Vater haben je eine Fahne zum Kriege mit den Muselmanen gestiftet.

Möge Gott ihnen dafür im Himmel ewiges Licht geben! Denn es geziemt sich, daß ein mit dem Säbel erworbenes Gut wieder mit dem Säbel verteidigt werde.

Obgleich mein Herz sich nach Marysja sehnte, und durch meine leere Börse der Wind pfiff, so bin ich doch Erbe eines glorreichen Namens und großen adligen Ehrgeizes, dem zuliebe mir nachts gleich Trompeten-Fanfaren erklingende Stimmen zuriefen: „Bewahre deinen unbefleckten Namen, gleiche deinen Vätern, breche, aber beuge dich nicht!“

Mögest du, mein Herr, mich so segnen, daß ich meinen Namen bewahren, meinen Vätern gleichen kann und eher brechen, als mich beugen werde! Ich nahm mir vor, daß, so Gott mich den glücklichen Augenblick erleben läßt, Marysja abzuholen, nicht in Drillich, sondern in Goldbrokat, nicht in zerissener Mütze, sondern in Straußfedernbarett, und nicht

mit einem einzigen Knappen, sondern mit einem Gefolge und mit einem Streitkolben in der Hand, wie ein Junker sein Edelfräulein, wie ein mächtiger Ritter sein Senatorenkind abholen werde.

Dann werde ich, ohne der Ehre meines Geschlechts Abbruch zu tun, dem ehrenwerten Herrn Worschyanski zu Füßen fallen, denn ich werde den Herrn nicht um sein Vermögen, sondern den Vater um sein Töchterlein bitten. In Armut hätte ich es verschmäht, um sie zu werben, wenn auch mein Herz darunter blute. Denn da ich sie liebte, wollte ich sie zu meiner Frau nehmen, um sie mit Wohlstand zu umgeben, vor ihren lieben Füßen den Staub fortzuwehen, aber verhüten, daß sie sich dieselben auf dornigem Lebenswege blutig reiße.

Immer neue Hoffnung schlich in mein Herz, je weiter wir in die Steppe hineindrangen.

Es war jedoch traurig und öde, und so weit streckte sich die Ebene aus, daß es dem Menschen gleichsam scheint, er sei ein Adler oder ein Habicht. Immer höher wurden die Gräser und neigten sich zu beiden Seiten der Pferde, als grüßten sie mit Ehrfurcht. In ihrem mächtigen Rauschen schienen sie zu sagen:

„Sei gegrüßt, du Kämpfer Gottes!“

Je weiter wir aber vordrangen, desto gefährlicher wurde es; denn Mohylna ist die letzte christliche Grenzwacht; der Soldat empfängt dort jeden Tag das heilige Abendmahl, um stets in Todesbereitschaft zu sein.

Die Tataren treiben sich bald in größeren Trupps, bald einzeln in der Nähe jenes Standquartiers herum. Ein er-

fahrener Mann merkt jedoch gleich, wenn sie in größerer Zahl heranziehen, weil die Wölfe hinter ihnen entsetzlich heulen. Wenn ein größerer Tatarentrupp naht, so folgen ihnen ganze Herden, denn sie wissen, daß sie auf ihren Spuren Menschenfleisch und Pferdeaas in Menge finden. Man sagt aber, daß diese Bestien kein tatarisches Fleisch fressen, weil sie Freunde der Tataren seien, die wegen ihrer Raubgier und ihres gräßlichen Heidentums gar leicht mit wilden Bestien verglichen werden können.

Bei diesen Jagden erleben sie aber auch mannigfaltige Abenteuer. Wenn die Kosaken, die in der Nähe einer Panzerfahne im Standquartier stehen, einen von ihnen fangen, so haben sie kein Erbarmen, sondern richten ihn grausam zu.

Als ich einmal in der Nacht ein großes Feuer in der Steppe und Menschen rings um dasselbe bemerkte, näherte ich mich mit dem Knappen, um zu sehen, wer die Leute wären, und wenn es Gott gefiele, auch einige Schüsse auf sie abzufeuern.

Aber es waren Kosaken aus dem Standquartier, die Marterpfähle in der Steppe angezündet hatten und die Tataren gefesselt bei lebendigem Leibe ins Feuer warfen, wobei sie mit jedem wie mit einem Sack ausholten.

Vergeblich riefen jene ihren Allah an. Einige brieten schon, und es verbreitete sich ein großer Brandgeruch in der Steppe, während die Kosaken gleich bösen Geistern in das Feuer hineinsprangen und sich daran ergötzten. Ich befahl ihnen sofort, dieses grausame Verfahren einzustellen und die Gefangenen, wie es sich geziemte, einfach mit den Säbeln niederzumachen, worauf sie erwiderten:

„Mach, daß du fortkommst, damit dich nicht das gleiche Schicksal treffe!“

Erst als sie einen Edelmann in mir erkannten, lüfteten sie die Mützen, und als sie erfuhren, daß ich unter die Fahne des Obersten ziehe, boten sie sich an, mich zum Standquartier zu führen.

So ritten wir die übrige Nacht im Haufen und ohne Abenteuer dahin, aber unterwegs schaute ich doch noch ein Wunder. Eine weite Strecke war ganz mit glühenden Käfern bedeckt, welche um Sankt Johannis auch bei uns, wenn auch nicht in so großer Zahl, zu sehen sind. Dort schillerten sie, soweit das Auge reichte, in der Finsternis so grell auf dem Grase, daß man glaubte, ein Stück des Himmels mit den hellen Sternlein habe sich losgerissen und liege nun lebendig auf der Steppe.

Erst bei Tagesanbruch hörten jene Sternlein auf zu leuchten. Nun war es auch nicht mehr weit zum Standquartier, wie aus dem Krähen der Hähne zu entnehmen war, deren die Soldaten wegen ihrer hellen Stimme eine große Anzahl halten.

Bald darauf wurde es klarer, wir sahen beim Morgenrot etwa ein Dutzend Brunnenschwengel, und der Wind wehte uns noch Hundegebell und Pferdewiehern herüber.

In der Nähe der Pallisaden hörte ich das Lied: „Salve janus salutis!“,*) das weithin über den Morgentau erschallte und mächtig erdröhnte. Es wurde von dreihundert

*) Sei gegrüßt, neues Jahr.

Kameraden, die unter freiem Himmel auf der Aue knieten, gesungen.

An Ort und Stelle angelangt, begab ich mich sofort zu dem ehrenwerten Herrn Koschyz, einem mächtigen Edelmann aus Litauen, der dort das Kommando hatte und ein erfahrener Soldat war; man hatte ihn während seines langen Soldatendienstes so zugerichtet, daß man später von ihm sagte, die Heiden hätten den ganzen Alkoran mit Säbeln auf sein Gesicht geschrieben. Er war ein mit allen hinterlistigen Kniffen vertrauter Ritter und hatte sich um die Republik große Verdienste erworben. Da er noch mit meinem Vater seligen Andenkens bekannt war, empfing er mich wie seinen eigenen Sohn und reihte mich an demselben Tage unter seine Fahne an.

Später sagten mir die anderen, ich sei gerade zur richtigen Zeit angekommen, weil in kurzem die Heuschrecken aus der Krimgegend auftauchen würden. Ich erfuhr, daß der Schrecken groß war und daß in allen Standquartieren Alarm geschlagen wurde, daß aber die Ritterschaft das größte Ansehen genieße.

II.

Wir zogen wie gewöhnlich in geschlossenen Reihen, da man die Tataren nur durch die Menge erschrecken konnte.

Als wir in der dritten Mittagsstunde an den kleinen Anhöhen, die man heidnische Grabhügel nennt, anlangten, fiel glücklicherweise der Nebel, der die ganze Steppe seit dem Morgen umhüllte, plötzlich nieder und blieb hart an der Erde liegen. Es waren zwar noch keine Tatarentruppen in Sicht, wir erkannten jedoch nach dem Geschnatter und dem Brüllen des Viehes, welches aus dem Nebel hervordrang, daß das Lager nicht weit war. Die zur Auskundschaftung entsandten Kosaken schlichen sich bis unter die Wagen und brachten mehrere Gefangene, die sie in ihre Schlingen gelockt hatten. Aber so grausam hatten sie sie zugerichtet und geschlagen, daß ihnen auf der Folterbank statt Worten nur Blut aus dem Munde hervorquoll.

Der ehrenwerte Woiwode erfuhr von ihnen, daß dies der größte Tatarentrupp sei, bei welchem sich der Bruder des Chans in eigener Person und viele ansehnliche Häuptlinge befänden. Ohne die Tataren, welche die vorrätigen Pferde, die Wagen, die Gefangenen und das Lager bewachen mußten, waren die zum Kampf Verwendbaren nur viermal größer an Zahl als unsere Regimenter.

Als der Woiwode das hörte, begann er uns sofort auf

jenen Anhöhen zum Kampf aufzustellen. Unsere Herzen schwellten vor Freude, als wir hörten, daß die Tataren unserer vierfachen Übermacht nicht würden widerstehen können, und daß das Lager und besonders die große Anzahl der schwerfälligen Ochsen ihnen die Flucht erschwerte. So war es ihnen nicht mehr möglich, unseren Säbeln zu entgehen.

Auch sie wußten, was sie von uns zu halten hatten. Da ihnen nichts anderes übrig blieb, begannen sie sich nach ihrer Art zum Kampfe zu rüsten. Wir erkannten es sofort an dem Schall der Riesentrommeln, welche sie Balt nennen und deren Stimme sie in allem gehorchen, da sie sie für heilig halten.

Gleichzeitig lichtete sich der Nebel dermaßen, daß wir eine immer größere Zahl von Roßschweiffahnen, die sich über dem Lager erhoben, unterscheiden konnten. — Bald darauf verschwand die Nebelwolke vollends.

Nun erblickten wir einen Ameisenhaufen von Heidenvolk, Pferd an Pferd und Mann an Mann, in gedrängter Masse in Sichelform aufgestellt. Von diesem Haufen begannen die Scharmützler sich scharenweise loszureißen und nach allen Seiten zu fliehen.

Andere drangen ganz dicht bis zu unseren Fahnen vor, lästerten uns, schrieen fürchterlich, fuchtelten mit den Händen in der Luft, diejenigen herausfordernd, die ihnen nachjagen wollten.

Aber der Woiwode hatte den Kosaken nur herauszureiten gestattet, um die Reihen während dieser Zeit in vollständiger Ordnung zu halten, was auch bald geschehen war,

weil die Soldaten zum größten Teil alt, erfahren und sehr gewandt waren.

So in Bereitschaft stehend, beobachteten wir die Scharmützel und die sonderbaren Kunstgriffe der Soldaten, die sich mit dem schmutzigen Gesindel am besten einzeln zu raten wußten.

Man jagte also den Gefangenen nach oder ging auch scharf darauf los, aber obgleich wir gern erfahren hätten, in welcher Stellung der erste Leichnam zur Erde fallen würde, konnte man es dennoch nicht erkennen, denn es fielen gleichzeitig mehrere nach allen Seiten . . . Auch schleppte ein alter Kosakenführer einen Häuptling, den er mit einer Schlinge fing, bis zu den Füßen des Woiwoden herbei; derselbe war schon erstickt, denn er hatte ihn etwa hundertfünfzig Schritte an der Erde geschleift und dabei sein Gesicht an den Disteln ganz aufgerissen.

Wir nahmen dies jedoch als gute Vorbedeutung auf und der Woiwode, der es jetzt auch eilig hatte, befahl, die Zinken zu blasen und die Pauken zu schlagen, und schrie:

„Anfangen! Anfangen!“

Die Horde antwortete mit fürchterlichem Geschrei, und als die Scharmützler diese Stimmen hörten, flüchteten sie sofort von den Feldern, auf welchen die Husaren jetzt nach alter Weise mit der ganzen feindlichen Macht in die Schranken treten sollten.

Das ganze Heer stand auf den Anhöhen, bereit, jeden Augenblick auf den Feind loszugehen; der ehrenwerte Woiwode hatte die phantastische Idee, nach alter Sitte erst ein Fähnlein wie einen Falken aus dem Reifen hinauszulassen,

um Schrecken und Verwirrung in den feindlichen Reihen zu verbreiten und schon auf dem Wege alles niederzumachen.

Wir sahen also diese Fahne, von Babski geführt, wie auf der Handfläche dahinziehen, sich langsam zur Ebene hinablassend, direkt bei uns vorüberkommen.

Als sie aber schräg dahinritten, brachen die Pferde plötzlich im größten Ungestüm los. Die Erde senkte sich unter ihren Hufen, die Husaren neigten sich in ihren Sätteln und streckten die Lanzen zum Angriff nieder. Die Luft sauste förmlich, wie der Sturmwind jagten sie über die Fläche, daß die Federn auf unseren Helmen erzitterten. So drängten sie vorwärts, alles niedertretend, was ihnen in den Weg kam. Die Rittmeister hatten den Befehl, ihnen keinerlei Hilfe zu erweisen, bis sie sich den Weg durch die Heiden völlig durchgeschlagen hatten.

Wir betrachteten sie lange, denn sie rückten etwa zweihundert Schritte vor. Da sie über Rasen gingen, erhob sich fast gar kein Staub. In unseren Fahnen, welche noch still standen, war es so ruhig, daß man das Summen der Fliegen und Bremsen hörte. Jeder von uns schaute ihnen mit weitgeöffneten Augen nach, manchmal wieherte ein Pferd oder streckte Blut witternd, den Hals aus, blähte die Nüstern und ächzte klagend.

In den Reihen der Heiden entstand großer Lärm. Dann erhoben sie den Ruf: „Allah, Allah!“ und sogleich prasselte eine Gewehrsalve gleich einem Regenstrom auf die Husaren nieder, auf deren Panzern und Harnischen erklingend. Diese erwiderten den Ruf mit: „Jesus Maria!“

Das war ein Zeichen, daß sie bald mit den Lanzen dreinschlagen werden.

Mit Gottes Hilfe rückten auch wir vor und schlugen so stürmisch ein, daß die Heiden gleichsam wie ein von einem Pfeil getroffener Baumstamm zerspaltet wurden; wir aber gingen durch die so entstandene Straße mitten hindurch. Die Gasse schloß sich erst hinter ihnen, und die Ameisenhaufen verdeckten sie völlig. Wir hörten nur ein fürchterliches Brodeln, sahen manchmal ein blinkendes Schwert oder zuweilen, wenn ein Pferd sich unter seinem Reiter bäumte, einen bewaffneten Arm; bald flog ein Fähnlein in die Höhe, wie ein Vogel, um gleich darauf wieder niederzufallen.

Von dem entlegeneren Platz, wo kein Rasen war, erhob sich furchtbarer Staub, in welchem es zischte und wallte. Das Knattern der Schüsse, der furchtbare Lärm und das durchdringende Geschrei zerissen uns fast die Ohren.

Auch bei uns begann Bewegung durch alle Fahnen zu ziehen, denn es war schwer, auf dem Fleck stehen zu bleiben. Die Leute harrten ungeduldig. Die Pferde stellten sich auf die Hinterbeine. Man begann, eine Litanei für die Sterbenden herzusagen, als plötzlich ein Edelknabe anstatt: „Erbarme dich unser," rief: „Ich sehe noch die Fahnen!"

Da verlangten die Soldaten einstimmig, daß man auch ihnen gestatten möge, den anderen nachzujagen. Großer, nicht zu bezwingender Eifer bemächtigte sich aller Reihen. Manchem sprühte flammender Mut aus den Augen, andere lechzten vor Begierde nach Heidenblut, wie junge Mädchen nach dem Kuß der Liebe; die allerjüngsten vergossen Tränenströme und riefen, die Hände gen Himmel streckend:

„Laßt uns unseren Brüdern zur Hilfe eilen!“

Aber der Oberst gebot mit Strenge die größte Ruhe und sagte, es gezieme der Ritterschaft nicht, daß sie wie irgendeine Miliz ohne Kommando losgehe und den ritterlichen Gehorsam durch allzu großes Ungestüm breche; sollte es einer tun, so würde er an ein Pferd gebunden an der Erde dahergeschleift werden. So blieb uns nichts anderes übrig, als wieder schweigend auf jene Sterbenden und auf den ganzen Trupp zu schauen, der sich wie eine Riesennatter vor Schmerz wand und krümmte, als ob er eine eiserne Stange im Bauche hätte, in der Begierde, jene Fahne, die schon in seinem Innern steckte, zu erwürgen.

Unterdessen war die Sonne bereits untergegangen, und das Abendrot glühte am Himmel; nun brauchten wir nicht mehr lange auf Kommando zu warten, denn plötzlich folgte überall Verderben verbreitend, eine zweite Fahne der ersten, hinter dieser eine dritte und eine vierte.

Unter dem Andrang der bewaffneten Männer und der Rosse begann unser Lager zu wanken, und man ahnte, daß der ruchlose Mahomet sich zu Füßen der reinen Jungfrau Maria bald in Staub verwandeln werde.

Plötzlich begannen die Geschütze, deren sechs Stück soeben herangerückt waren, mit Majestät und großem Ernst auf die Flanken der feindlichen Trupps zu rücken.

Der Rittmeister begann nach alter Sitte die Ärmel aufzustreifen und die Kolben drohend in der Luft zu schwingen.

Die Kriegswut berauschte uns wie Wein. Dieser und jener rief den Namen seines Schutzpatrons, so daß man fortwährend hören konnte: „Heiliger Peter! Heiliger Jo-

hannes! Heiliger Matthias!“ Andere wieder ließen die Heiligen beiseite und riefen: „Tötet und mordet!“

Ich aber, Gottes sündiger Diener, begann ein Kriegsgebet zu flüstern und als ich es beendet, und meine Gedanken zu Maria schweiften, da geschah ein Wunder über meinem Haupte. Denn plötzlich kreiste ein Schwälbchen, das über den emporragenden Fahnenstangen flatterte, einigemale über meinem Kopfe, setzte sich sodann auf meine Fahne und wiederholte mit den Flügeln schlagend, den Ruf: „Zwit, zwit!“ als ob es für mich betete.

Dieser Vorgang beseelte mich mit neuem Mute und das Haar sträubte sich unter meinem Helme.

Inzwischen war auch die Zeit für mich gekommen. Eine Ordonnanz ritt vom Woiwoden daher und schwang seine Roßschweiffahne in der Luft. Sofort rückten die Rittmeister mit ihren Reihen heran, der Oberst rief:

„Schlagt die Hundebrüder in Gottes Namen!“

Die Pferde stellten sich auf die Hinterbeine, und die Luft sauste uns in den Ohren.

Wir drängten das Heidenvolk so furchtbar zurück, daß sie uns nicht aufzuhalten vermochten und wie gemähte Ähren unter den Pferdehufen fielen. Unterwegs warfen wir Leute, Pferde, Zelte und Palisaden um und nieder. Das Knattern der brechenden Lanzen betäubte das Dröhnen der Kanonen. Die Pferde schnaubten im Gedränge. Nachdem die Lanzen gebrochen waren und immer neue Scharen auf uns losstürzten, zogen wir die Säbel und Schwerter. So mancher hieb mit einer abgebrochenen Fahnenstange drein oder trieb mit bewaffneter Faust die Seele aus dem Leibe der Heiden.

Die Federn aus den Büscheln der Husarenhelme flogen zu Tausenden empor. Die Hitze aus dem Gedränge der Menschen und Pferde preßte die Kehlen zusammen.

Heisere Schreie, das Stöhnen niedergemachter Menschen, ein Pfeifen und Sausen von Säbeln und Schüssen erfüllte die Luft.

Die Heiden leisteten grausamen Widerstand, aber sie begannen bereits zu ermatten, da die Leichen immer zahlreicher zu Boden fielen, und Schrecken sich ihrer Reihen bemächtigte. In dem Gedränge und in der Verblendung wußten sie nicht, wohin sie fliehen sollten, und so fielen sie heulend und mit den Händen die Köpfe bedeckend, unter den Schwerthieben.

Die in der Wut aneinandergedrängten Pferde mit ihren Reitern bildeten zitternde Haufen; wir aber hieben über sie hinweg und über den blutigen, schlüpfrigen Boden und drangen auf diese Weise mitten durch die Massen nach den Wagen vor, von wo das Jammern der Gefangenen, das durchdringende Weinen der Weiber und lautes Rufen zum Himmel tönte.

Das Gemetzel setzte sich auch im Dunkeln fort, bis zu den Wagen, wo der von den Kosaken angezündete Feuerschein erglänzte.

Rauch und Funken sprühten klumpenweise in die Luft empor, und inmitten des sprühenden Qualms erscholl das jämmerliche Gebrüll des im Lager befindlichen Viehs; schließlich zerrissen die Ochsen, Schafe, Ziegen, Pferde ohne Reiter und die vor Schreck wild gewordenen Kamele die

Zäunung des Lagers und rasten gleich einem Sturmwind in die Steppe hinaus.

An den Wagen entstand die größte Verwirrung. Die einen ergriffen die Beute, andere zerschnitten die Fesseln der Gefangenen, welche, sobald sie befreit waren, die brennenden Wagen zertrümmerten und mit den abgebrochenen Fahnenstangen Feinde niedermachten.

Das Schluchzen der Weiber versetzte die Soldaten in noch größere Wut, so daß auch diejenigen, welche mit dem Antlitz auf den Boden fielen und die Hände zum fesseln ausstreckten, unter ihren Schwertern starben.

Eine große Anzahl, die aus dem Lager nicht zu entkommen vermochte, ward niedergemetzelt, obgleich sie um Erbarmen heulten, während man den anderen, die dem Gemetzel entflohen waren, stürmisch nachsetzte. Auch ich jagte ihnen nach. Ganze Haufen flüchteten vor einem einzigen Krieger; die Hand erlahmte von den Hieben, die Pferde wateten in Blut, der Atem stockte in ihrer Brust. In der Finsternis schlug man blindlings um sich her. Plötzlich stürzte das Pferd unter mir ins Gras, das Blut stürzte aus seinem Maule; mich befiel eine Art Schlaf, denn das Blut strömte heiß an mir hinunter. Ich setzte mich nieder und wollte meine Seele Gott und der heiligen Jungfrau befehlen, als sich plötzlich die Steppe mit mir drehte und die Lucide sidera (leuchtendes Gestirn) am Himmel erschien. Dann wurde sie bewußtlos.

III.

Unserer Auffassung nach kann man die Heiden nur mit den Worten „unsaubere Hunde“ oder als Vieh im allgemeinen bezeichnen. Und was dem Menschen unrein erscheint, kann auch Gott nicht wert sein.

Obgleich die Muselmänner sich für besser halten, als die Christen, so sind sie sich doch innerlich ihrer Unreinheit bewußt und bemühen sich eifrig sie wegzuwaschen.

Siebenmal täglich begießen sie ihre Glieder mit Wasser, was sie sich jedoch ersparen könnten, wenn ihre Sündhaftigkeit geringer wäre.

Bei keinem Volke ist die Gefangenschaft so schwer, wie bei ihnen, und zwar erstens wegen ihrer Grausamkeit und zweitens aus dem betrüblichen Grunde, daß sie keine katholischen Kirchen und keine Priester haben. Wenn also ein Gefangener eine Todsünde begeht, so kann er in der Todesstunde von seinen Sünden nicht freigesprochen werden und verfällt so der Verdammnis.

Auch behandeln sie die Gefangenen in grausamster Weise, was man aus meinen Erlebnissen ersehen wird.

Sie haben einen Feiertag, genannt Bimek-Beiram, vor welchem sie einen ganzen Monat lang fasten. Mahomet, ihr Prophet, befahl ihnen, um seine Ruchlosigkeit mit einem Schein von Gerechtigkeit zu färben, den Gefangenen an die-

sem Tage die Jahre ihrer Gefangenschaft zu schenken, diejenigen in Freiheit zu setzen, deren Strafzeit abgelaufen war und allen anderen zu bestimmen, bis zu welchem Termin sie Gefangenendienst zu verrichten haben, und schließlich alle diese Versprechungen durch einen Schwur zu besiegeln. Diesen Schwur haben sie in der zweiten Stunde nach Mitternacht zu vollziehen, wenn ihr Priester auf den Turm oder dort, wo es keinen Turm gibt, auf eine Anhöhe steigt, und zu rufen beginnt, indem er die Finger in die Ohren steckt:

„Lai Lacha i Lalach Mahomet Rossulach esse de Miellai, Lala i Lalach!“*) (Es gibt nur einen Gott und Mohammed ist sein Prophet!) Sie schwören dann auf ein Büchlein, genannt Hamaeli, auf welchem der Säbel Alis, des Gehilfen Mohammeds, ist, den sie Delfikari nennen, abgebildet ist. Wem sie auf dieses Büchlein schwören, dem werden sie zweifellos ihr Versprechen halten. Aber sie sind im Betrügen so geübt, daß sie nicht nur die Gefangenen, sondern auch ihren Gott betrügen, indem sie auf Büchlein schwören, die aus venetianischer Seife geformt sind.

Einen solchen Eid, sagen sie, löst der erste Regen, und deshalb kann man ihren Worten nicht trauen.

Die Gefangenen verkaufen sie nach Asien, einem ganz anderen Erdteil. Die Zurückgebliebenen müssen die Herden hüten, auch werden sie zu allerlei schwerer Arbeit verwendet, mit Ochsenziemerpeitschen geschlagen und mit Hungerstrafen gepeinigt. Selber dem größten Müßiggang ergeben, richten sie sich kaum zum Waschen auf und sitzen den übrigen Tag auf großen, mit Teppichen bedeckten Pferdeschädeln, die

*) Laut Original.

Hände unbeweglich auf dem Bauche haltend. Sie kennen keine andere Bewegung, als höchstens nach rechts oder links wackeln.

Nur auf Musik sind sie furchtbar versessen und können tagelang den Ton der Rohrpfeife anhören. Sie stecken zwei Pfeifen in den Mund und spielen darauf mit den Fingern, wie auf Flöten. Außerdem haben sie auch viellöchrige Pfeifen, mit Pferdehaut überzogene Kesselpauken, Zimbeln, kupferne Becken, die einen furchtbaren Lärm machen und lange, mit Pferdemähnen geschmückte und mit Glöckchen bedeckte Stöcke.

Wenn sie auf all diesen Instrumenten zu spielen beginnen, entsteht ein so wüster Lärm, daß die Hunde heulen; sie aber freuen sich und sagen, daß ihre Ohren sich daran laben und verschiedene Krankheiten durch jene Töne vor ihnen fliehen.

Die Trunkenheit ist bei ihnen sehr verbreitet; denn obgleich der Genuß von Wein verboten ist, so betrinken sie sich mit gegorener Stutenmilch, die noch mehr als Wein zu Kopfe steigt. Dann sind sie böse und grausam, so daß sie die Gefangenen mit Stöcken bearbeiten und zu Tode prügeln.

Von den christlichen Völkern stehen nur die Genueser und Venezianer mit ihnen in Handelsbeziehungen. Diese ziehen mit ihren Fahrzeugen nach verschiedenen, noch von den Griechen erbauten Städten.

Diese Handelsleute bringen vor allem verschiedene bunte Pergamentlämpchen, welche sie mit Widdertalg füllen und in die sie brennende Kerzen hineinstecken, ins Land; dann hängen sie die Lämpchen auf Grabdenkmälern und

Kirchen in zahlloser Menge an und räuchern dazu mit wohlriechenden Essenzen.

Diese weißen, rosigen, grünen und blauen gleichsam in der Luft hängenden Lämpchen bieten einen wunderbaren Anblick, der jedes Auge erfreuen könnte, wenn er zur Ehre Gottes dienen würde.

Aber sie begehen die schlimmsten Todsünden.

Ihre Priester sind zugleich Zauberer und treten mit den bösen Geistern in Beziehung.

Wenn ein Trupp auf Raub ausgeht, brauchen die Priester ihre Zaubermacht, um die Nächte finster zu machen. Am Tage aber verbreiten sie den dichten Nebel, damit die Räuber ungefährdet fliehen können.

Die Bevölkerung ist im Perekopf und in Chersonnes (Stadt in der Krim) nicht so dicht, wie man im polnischen Reiche glaubt, aber alles Volk, was Beine hat, wird im Kriege verwendet, nicht bloß die von adligem Stande.

Gegen Hunger, Kälte und Beschwerden sind sie sehr abgehärtet, weil sie von Jugend auf nackend gehen; davon wird ihre Haut auch schwarz. In der Schlacht jedoch können sie bewaffneten Männern nicht widerstehen, weshalb ihre Kriegsführung mehr auf Kunstgriffen als auf Mut beruht: sie sehen es darauf ab, den Feind unvorbereitet zu überfallen, zu plündern und sich so schnell wie möglich aus dem Staube zu machen.

Besonders feige werden sie beim Anblick von gepanzerten Kriegern, da sie sagen, daß sogar die Zauberei kein Mittel wüßte, um sich wirksam gegen deren Ungestüm zu wehren.

Jedes Husarenfähnlein vernichtet im Kampfe einen Tatarentrupp, der vier- oder fünfmal so groß ist. Die Gefangenschaft bei den Kosaken fürchten sie ebenso wie den Tod; aber sie werden mit diesen leichter im Kampf fertig. Ich glaube daher, daß die polnische Armee, wenn sie wollte, die ganze Krim erobern könnte; sie müßte nur mit Venedig ein Bündnis schließen. Das müßte seine Flotte nach dem Pontus Euxinus (Schwarzes Meer) schicken, um die türkischen Schiffe nicht hereinzulassen.

Es soll jedoch bei uns Verblendete geben, denen die ewigen Kämpfe in der Steppe mehr gelten, als die Sicherheit unter polnischem Szepter und durchaus nicht wünschen, daß die Eroberungspläne Ausführung finden. Solche möge Gott in ihrer Blindheit gütigst erleuchten.

Das Leben der Tataren und ihre Sitten sind von tierischer Art; bei ihrer Mißwirtschaft oder vielmehr bei ihrem Müßiggang müßten sie vor Hunger sterben, wenn sie nicht durch Raubzüge große Reichtümer erwerben würden.

Dieser Lebensgewohnheit verdanken sie die Schätze, die ich bei ihnen sah, und zwar: unzählige Herden von Rindern, scheuen Ziegen, flinken Rossen, Kamelen, die sich mit ganz geringer Nahrung begnügen und fetten Schafen.

Andere halten in ihren Zelten oder unter Steinhöhlen Goldbrokat kostbare Tressen, Pferdegeschirre, Kelche, Teppiche, mit Edelsteinen besetzte Waffen, Spezereien und Wohlgerüche verborgen, alles das liegt in wirrem Durcheinander umher. Sie haben von all diesen Schätzen nicht den geringsten Nutzen. Sie müssen fürchten, daß sie einen Teil derselben dem Chan oder den Türken, welchen sie unter-

tänig sind, abgeben müssen. Was also einer in die Hände bekommt, das verwahrt er auch und gilt für reich, wofür er von anderen hoch geschätzt wird. Selber gehen sie in Schafpelzröcken, die Wolle nach außen gekehrt.

Von Städten, die sie selber erbauten, habe ich nicht gehört; die vorhandenen stammen aus alten Zeiten. Chersonnes war ehemals sehr bevölkert, bevor die Ansiedlung und die dortigen Bewohner von Heidenvölkern niedergemetzelt worden sind. Einige große und schöne Städte sind jedoch übrig geblieben, aber es herrschen in ihnen barbarische Sitten, und man führt dort ein barbarisches Dasein, ein Leben zügellosen Herumtreibens.

Mich aber führte man mit vielen anderen in eine Ansiedlung, Kislich genannt, dicht am Meeresufer, wo ein salziger kleiner Strom zum tiefen Meer hinabfließt.

Die Häuser sind dort aus den Ruinen einer Stadt erbaut, die, wie sie behaupten, noch von den Sauromaten (Bewohner der sarmatischen Inseln) zerstört worden ist. Aber es gibt auch einige sehr schöne, jedoch stark abgebrökelte Gebäude, die früher Tempel waren, in die jetzt die Tataren ihre Schafe und Herden zur Nacht hineintreiben, und nur ein einziges in ein Minarett verwandelten.

Zuweilen graben sie aus der Erde steinerne Figuren von so kunstvoller Arbeit aus, daß sie lebendig zu sein scheinen. Diese setzten sich die Tatarenkinder auf die Köpfe oder sie zerschlagen ihnen die Glieder mit Steinen. Auch auf mich warfen die Kinder mit Schmutz und Bauhölzern und riefen dabei: „Giaur! Giaur!“ aber ich ertrug es geduldig, besonders weil Aga Sukyman oder, wie wir sagen würden,

Salomon, der Präfekt dieser Stadt, der mich ohnmächtig fand und gefangen genommen hatte, im Anfang anständig behandelte. Er tat es nur, weil er nach dem edelsteinbesetzten Säbel und der schönen Rüstung nach, die er mir abnahm, mich für einen angesehenen in unserem Volke hielt und ein hohes Lösegeld erwartete.

Ich aber bestritt das, dessen eingedenk, daß der Edelmann selbst in Gefangenschaft und auch dem Feinde gegenüber nicht lügen dürfe.

Ich sagte also, daß ich zwar von angesehenem Hause stamme, jedoch kein Vermögen besäße, und daß niemand mich mit einem Lösegeld abholen würde. Er aber, listig, wie er war, glaubte mir nicht und sprach zu mir:

„O Schelmen, die ihr seid! Jeder von euch gibt sich für einen armen Schlucker aus und verspricht kein Lösegeld, damit wir euch martern, und dafür erhofft ihr von eurem Gott im Himmel große Wonnen!“ Er verkaufte mich also nicht nach Asien, gleich vielen anderen, und da ich viel Freiheit hatte, wandelte ich täglich an der Küste.

Dort ließ ich mich auf meinem Felsen nieder und blickte in die weite Meeresferne, die so blau erglänzte, wie ein Türkis und ließ meine Gedanken in die Ferne schweifen. Oft schluchzte ich wehmütig, denn ich begriff, daß mein Unglück nunmehr beschlossen und durch den traurigsten Zufall besiegelt sei. Denn ich konnte weder auf Rittersdienste für die geliebte Heimat, noch auf Ruhm, noch auf Marysja mehr hoffen. Deshalb erfüllte Trauer meine Seele, herber Schmerz nagte an meinem Herzen, und grausame Sehnsucht

erfaßte mich nach dem Heimatlande und nach allem, was ich dort verloren hatte.

Ich wünschte, ich hätte das Tageslicht nie erblickt; ich wünschte, ich wäre auf dem Schlachtfelde umgekommen; ich wollte, Sukyman hätte mich sogleich der Folterqual preisgegeben, dann würde ich wenigstens die Palme der ewigen Seligkeit davontragen und mit den Augen der Seele das geschaut haben, wonach das leibliche Auge sich verzehrend sehnte. In all meinem Schmerz sah ich für meine Qual kein Ende herannahen.

Jeden Freitag, dem Sonntag der Tataren, setzten wir uns, während die anderen Gefangenen von der Arbeit und den Qualen ausruhten, am Strom nieder, weinten miteinander und sangen oft den Psalm: „Super flumina Babylonis“ (An den Wassern Babylons). So verging uns der Tag in Erinnerung und wehmütigen Gesprächen vom Vaterland, an denen unsere Seelen nicht geringe Erhebung fanden. Der Zufall fügte es, daß ich unter den Leidensgefährten, die in Kislich das Joch der Gefangenschaft trugen, der einzige Edelmann war; deshalb hatte ich gleichsam unter ihnen das Kommando und tröstete ihre Gemüter, damit sich keiner unter ihnen fände, der sich durch Abfall vom wahren Glauben von seinem Unglück loszukaufen trachtete.

Gott ließ dies nicht zu. Da ich bei den Tataren wegen der erhofften Auslösung einige Achtung besaß, bemühte ich mich, auch den anderen Gefangenen einige Erleichterungen zu verschaffen. Manchmal gelang es mir, einen Teil meiner Nahrung den Hungrigen abzugeben, zuweilen half ich ihnen bei der Arbeit und brachte sogar den Durstigen Wasser. Das

hielt ich nicht für eine Erniedrigung, weil Gott den Menschen, die er in Bezug auf Abkunft und Geburt erniedrigte, im Himmel dennoch die Krone versprochen, dadurch machte er die Armen gleichsam zu unseren jüngeren Brüdern, welchen vom Ritterstande Schutz und Hilfe zukam.

Sie küßten denn auch mit Demut meine Hände, obgleich ich ihnen sagte, daß ich ebenso wie sie nur ein Gefangener sei, und daß eine Stunde kommen könne, da sie mich noch in größerem Elend und größerer Erniedrigung schauen können, als sie jetzt selbst durchleben mußten. Das wollten sie jedoch nicht glauben und riefen: „Da sei Gott vor!"

Ich aber wußte, daß diese Stunde nahen mußte, sobald Sukyman die Geduld verlieren würde, weiter vergeblich auf Lösegeld zu warten, und ich bereitete mich auf das allerschlimmste vor, was meinem Leib begegnen konnte, da meine Seele ohnehin ihr Glück verloren hatte und bereits in ewiger Qual und Schmerzen lebte.

Eines Tages kam Sukyman auch wirklich zu mir und sagte:

„Du handelst unrecht, daß du meine Schonung mit Undank lohnst; ich behandle dich als meinen Gast, während du in Trotz beharrst; gib acht, daß ich dich nicht unter meinen Knien beuge!"

Nun erklärte er, was er damit meinte und verlangte, ich möchte sofort nach der Republik um Tausend Dukaten schreiben; nach deren Auszahlung ich die Freiheit erhalten würde. Das konnte ich nicht tun, erstens, weil ich nur dreihundert goldene Dukaten besaß, zu denen nur wenig Zinsen hinzugekommen waren, und zweitens, weil ich fürch-

tete, der ehrenwerte Herr Worschyanski konnte in seiner Großmut vielleicht aus seiner eigenen Schatulle für mich bezahlen, was mein Ehrgefühl wiederum nicht ertrug.

Als Gott aber in meinen sündigen Gliedern Furcht vor dem Zorn Sukymans erweckte, sagte ich ihm, um den schrecklichen Augenblick noch hinauszuschieben, daß ich seinem Befehle gehorchen müsse.

Ich händigte ihm den Brief ein, den ich jedoch an einen mir befreundeten Pfarrer in der Nähe von Kamieniec richtete. Diesem schilderte ich meine Gefangenschaft und bat ihn, er möchte um Hilfe für mich beten, die nur vom Himmel kommen könnte.

Der habgierige Sukyman ergriff voll Freude den Brief und beförderte ihn durch Tataren, die auf den Jahmarkt nach Sutschawa gingen, wohin auch die Dienerschaft von den Magnaten nach Spezereien geschickt zu werden pflegte.

Mich behandelte er seit dieser Zeit noch gnädiger und lud mich in sein Zelt, das das schönste in der ganzen Stadt war.

Er war ein reicher Heide, von seinem Volke sehr geschätzt, sowohl wegen seiner Tapferkeit, als auch wegen seines Glücks, das ihn nur nach einer Richtung hin vernachlässigte. Keine von seinen zahlreichen Frauen hatte ihm einen Sohn geboren, nur fünf Töchter besaß er. Die älteste von diesen, Illa, liebte er ihrer Schönheit wegen außerordentlich. Ich hatte oft Gelegenheit, sie zu sehen, denn die Tataren halten ihre Frauen nicht wie die Türken, verborgen noch verlangen sie daß sie ihr Antlitz verhüllen. Als ich zu Tisch kam, betrachtete sie mich anfangs mit Furcht und Neugierde, als

habe sie ein Monstrum vor sich; später jedoch, als ihre angeborene Wildheit gezähmt wurde, hielt sie, ohne ein Wort zu sagen, den Humpen voll gegorener Milch an meine Lippen oder sie drehte ein Kügelchen von Reis und Widdertalg und steckte es mir in den Mund, zum Zeichen ihres großen Wohlwollens.

Sukyman hatte nicht nur nichts dagegen einzuwenden, sondern er tat es auch selber, denn er hatte mich während des täglichen Verkehrs sehr liebgewonnen und mir oft zugeredet meine Schwermut aufzugeben.

Durch mich ging es auch vielen anderen Gefangenen besser, denn Illa versah sie reichlich mit allerhand Nahrung.

Aus diesem Grunde gewannen sie alle lieb. Wenn sie an der Zisterne vorüberging, küßten sie ihr Gewand und nannten sie ihre Fürsprecherin.

Jene junge Heidin hatte nicht nur ein glattes Antlitz, sondern auch ein barmherziges Herz, so daß man manchmal Mitleid hatte, wenn man daran dachte, daß sie um der Sünde ihres Glaubens willen doch verdammt werden müsse.

Mir gegenüber zeigte sie aber immer mehr Gemüt.

Oft, wenn sie zusammengekauert im Winkel des Zeltes saß, ein großes Tuch um den Kopf gehüllt, betrachtete sie mich stundenlang schweigend, mit den glänzenden Augen einer Katze.

Eines Tages fragte ich sie, weshalb sie mich so forschend ansah, sie aber berührte mit der Hand Stirn, Lippen und Brust, neigte sich zu meinen Füßen und sagte:

„Herr, ich möchte deine Sklavin sein!“

In demselben Augenblick entfloh sie, mich aber befielen

sündige Begierden, gegen die ich im inbrünstigen Gebet Schutz suchen mußte.

An demselben Tage kam jedoch auch Sukyman zu mir und sprach folgendes:

„Du hast mich mit deinem Brief angeführt, wofür ich dich martern sollte; da Allah mich jedoch nicht mit Söhnen gesegnet hat, so habe ich Mitleid mit deiner Jugend und Schönheit. Drum sage ich dir, wenn du deinen irrigen Glauben abwälzt und unseren Propheten in dich aufnimmst, gebe ich dir Illa, die dich liebt, mache dich zu meinem Sohn, und alles was mein ist, soll dir gehören!“

Vor großem Erstaunen vermochte ich im ersten Augenblick kaum Atem zu schöpfen; nachdem ich mich aber ein wenig erholt hatte, entgegnete ich ihm, auch Christus sei dereinst vom Satan, der ihm, indem er verschiedene Königreiche im voraus verhieß, versucht worden.

Durch diese Worte aufgebracht, brüllte er, wie ein wildes Tier. Er befahl mir, die Kleider, die ich auf dem Leibe hatte, sofort abzulegen und ging hinaus.

Nachdem ich das getan, brachte mir der Sklave, ein Kalmücke, eine Simarra aus grober Leinwand und befahl mir mit drohender Stimme, Wasser für die Herden zu tragen.

Ich erinnere mich, es war am Montag, als ich diesen Dienst beginnen mußte. Ich stieg den Berg zu dem Flüßchen herauf, das am Meere salzig war, schleppte Ledersäcke mit, mit denen ich Wasser schöpfte und goß es in die steinerne Zisterne.

Die Tatarenfrauen, welche ebenfalls zum Flüßchen gin-

gen, ihre Tücher zu waschen, hetzten mich mit Hunden. Des Abends ging ich nicht mehr, wie früher in das Zelt, sondern legte mich neben den Kamelen schlafen; da ich aber todmüde war, sandte mir Gott sofort den erquickenden Schlaf.

Als ich plötzlich erwachte, bemerkte ich eine zarte, biegsame Gestalt, die im Mondeslicht auf mich zukam. Ich bekreuzte mich, da ich einen Geist zu sehen glaubte, aber es war Illa, welche Gefäße mit Wasser und Öl trug. Dann wusch sie meine Füße, salbte dieselben und kauerte neben mir nieder, wobei sie mich nach ihrer Art schweigsam betrachtete, während aus ihren Augen große, silberne Tropfen herabrollten. Da fragte ich sie:

„Illa, weshalb bist du gekommen?“

Sie abe murmelte leise, ihre feuchten Augen zum Mond erhebend: „Weshalb hast du mich verachtet?“

Und sie konnte vor Weinen nicht mehr sprechen. Da regte sich in mir das Herz für sie, ich wollte sie an meine Brust drücken, aber bald erschien Marysjas Gestalt weiß umhüllt neben mir, und der sündige Gedanke flog davon.

Ich sagte ihr also, daß ich nicht ihr Mann sein könne, schon wegen ihres Glaubens, der in meinen Augen für die Seele der Menschen das ist, was der schädliche Rost für das Eisen; ich könne ihr aber weit mehr geben, als alles, was ihr von Menschen jemals gewährt werden könnte, — die heilige Taufe, die sie von der Erbsünde reinigen und ihr die Erlösung sichern würde.

Sie aber vermochte in ihrer Blindheit nicht klar zu sehen, faßte sich in Verzweiflung mit beiden Händen beim Kopf und entschwand, wie sie gekommen war.

Am nächsten Tage kehrte ich zu meiner Arbeit zurück, die um so schwerer war, da man mir knapp zu essen gab. Ich begegnete auch Sukyman, dieser sagte:

„Ich werde dich noch beugen!“

Darauf erwiderte ich:

„Meinen Leib wirst du wohl beugen, doch wisse, daß ich ein Edelmann bin und eine unbeugsame Seele habe.

Als er das hörte, entfernte er sich zähneknirschend.

So strafte mich Gott für jenen geheuchelten Brief; denn hätte ich ihn gar nicht erst geschrieben, so würde ich Sukyman, dessen Tochter ich verschmähte, nicht so gegen mich erbittert haben.

Am Freitag kamen die Sklaven wie gewöhnlich, um über ihre Erinnerungen zu grübeln, traurige Lieder zu singen und ihre Wunden zu waschen. Als sie mich in solcher Erniedrigung sahen, fielen sie mir mit demütigem Weinen zu Füßen und riefen:

„Eure Gnaden wurden geschändet!“

Ich aber faßte es nicht so auf, denn Christus, der von königlichem Geschlecht stammte, erlitt noch größere Mißachtung. Gewiß wollte er den Edelleuten dadurch zeigen, daß man die Würde des edlen Blutes nicht durch das Leid, sondern durch feige Angst vor dem Leid befleckt.

Die Gefangenen aber, die von den Bedingungen, die Sukyman mir gestellt hatte, wußten, riefen:

„Tue doch so Herr, als ob du den Glauben des Propheten annähmst; wenn es nur scheinbar ist, so verdirbst du deine Seele nicht. Wirst du auf diese Weise zum Sohn des

mächtigen Sukyman, so kannst du dir und uns Linderung verschaffen, denn wir werden deine Sklaven sein!"

Da sagte ich ihnen, daß, wenn sie mir so rieten, sie meinen Tieren gleich seien, denn sie beschmutzten mit solchen schlechten Reden ihren Mund. Sie könnten nicht verstehen, daß es sich nicht zieme, auch nur scheinbar dem falschen Propheten zu huldigen.

Darauf sagten sie:

„Wir alle werden hier unsere Köpfe hinlegen, daß man uns töte! Und sie beharrten in Verzweiflung, denn Gott hat den Menschen von niedriger Herkunft das wahre Ehrgefühl versagt und sie für zeitliche Bequemlichkeiten empfänglicher gemacht.

Als der Präfekt Sukyman davon hörte, wurde er sehr böse und beschloß, mich durch Hunger zu beugen. Mich töten oder verkaufen wollte er nicht, weil er mich früher selber liebte. Auch um Illas willen mochte er es nicht tun, die, wie ich später erfuhr, sich bittend an sein Gewand klammerte, als er mein Leben bedrohte und die den Vater in der Hoffnung bestärkte, daß mein Sinn sich ihren Wünschen gemäß über kurz oder lang ändern würde.

Da kam für mich eine Zeit großer Qualen . . . Die vorausgesehene Stunde des Elends hatte geschlagen. Als ich aber an meine Väter, an den Ruhm und die Makellosigkeit des mir von ihnen hinterlassenen Namens dachte, zog eine mächtige Kraft in mein Herz ein. Ich dachte nur daran, den adligen Stand, dessen Ehrbewußtsein ich in mir trug und die das Fundament des großen polnischen Reiches

bildet, in keinem Falle in meiner Gefangenschaft irgendwie zu schänden.

Sukyman sagte mir, mit der Absicht mich zu beschimpfen: „Du darfst mit den Hunden essen und kannst dir nehmen, was man ihnen zuwirft.“

Da ich nicht wollte, daß dies geschehe, nährte ich mich nur von Heuschrecken, die ich im Ufersande fand. In der ersten Zeit legte mir eine unbekannte Hand, in der ich Illa vermutete, Lebensmittel hin. Später wurde sie jedoch bewacht, damit sie es nicht tun könne. Die anderen tatarischen Weiber jedoch hatten nicht nur kein Mitleid mit mir, sondern schlugen mich sogar einmal so mit ihren Waschstöcken, daß mein ganzer Körper blau war.

Wenn es also nicht genug Heuschrecken gab, so litt ich Hunger. Manchmal brachten mir die Gefangenen Feigen, die sie in tatarischen Gärten gesammelt hatten; als ich mich aber überzeugte, daß sie dafür geprügelt wurden, befahl ich ihnen, es zu unterlassen.

Sie blickten mich mit Tränen an und wiederholten: „Unser guter Herr! Wohin ist es mit ihm gekommen?“

Nicht nur meine Gefangenschaft, sondern auch die der anderen wurde jetzt strenger, denn die Tartaren entflammten in furchtbarer Wut gegen uns.

Ein junger unschuldiger Kosak, Namens Fedko, wurde an den Pfahl geschlagen, an dem er erst am zweiten Tage mit den Worten: „Christus! Christus!“, starb.

In der Nacht nahmen wir ihn vom Pfahl herunter, bestatteten seinen Leichnam im Meeressand und baten um einen ebenso schönen Tod. Fedko wird wahrscheinlich zur

Belohnung von dem urewigen Vater geadelt, in Purpur gehüllt und zu höchstem Ruhm erhoben werden.

Auch ich dachte daran, mich von meiner irdischen Hülle recht bald zu trennen; denn seit einem Monat bereits nährte ich mich von den Heuschrecken, deren es immer weniger gab. Ich magerte ab, wurde furchtbar schwarz, und meine Füße schwankten unter mir. Die Säcke, die ich im Strome füllte, schleppte ich stöhnend, dann setzte ich mich auf einen Haufen Stroh in der Nähe des Geheges für die Kamele nieder und war nicht imstande mich weiter zu bewegen.

Da streckten jene unverständigen Tiere, deren Herzen besser waren, als die der Heiden, ihre Köpfe über den Zaun zu mir heraus und mit den Nüstern prustend, bemitleideten sie mich.

Einmal des Nachts sah ich halb im Traum wieder Illa vor mir, die mir zu essen und zu trinken brachte. Infolge großer Schwäche schlief ich auch am Tage. Gott sandte mir in seiner großen Barmherzigkeit Träume aus dem lieben Vaterland. Auch Marysja kam zu mir, ganz in Weiß, mit Engelflügeln an den Schultern, mit denen sie meinen Kopf gegen die glühende Hitze beschützte.

Sie kam stets in der Mittagsstunde, in der großen Glut; des Abends, wenn ich am allerschwächsten war, hörte ich verschiedene, vom Himmel herabflutende Gesänge.

Ich muß eine Zeitlang ohne Bewußtsein dagelegen haben, denn ich sah die irdische Welt nicht mehr. Dann aber kehrte die Besinnung wieder zurück, und ich sah wieder den Haufen Stroh, die Umzäunung für die Kamele und die

zum Himmel emporgereckten Hälse dieser Tiere. Eines Tages kam Sukyman bei mir vorüber und sagte:

„Erkenne die Macht der Diener des Propheten!“ Worauf ich entgegnete:

„Erkenne die Geduld der Diener Christi!“

Inzwischen kam ein zweiter Festtag: Tschatschuk-beiram herbei. Als die Nacht hereinbrach, steckten die Tataren jene erwähnten venizianischen Lampen an, mit denen sie die ganze Stadt geschmückt hatten; dann gingen sie, jeder eine Fackel in der Hand haltend, auf die Wege hinaus und zogen in großen Gruppen umher.

Es war gerade Vollmond. Sie erhoben also ihre Augen zum Mond und riefen mit lauten Stimmen ihren Gott und ihren Propheten an; denn es herrschte bei ihnen die Sitte, die ganze Nacht hindurch zu wandeln und zu beten. Auch wurden große Almosen an diesem Tage gespendet. Die Sklaven setzten sich also in langen Reihen an den Straßen entlang und was einer an Lebensmitteln oder Gewändern erbat, das bekam er auch.

Anderen wurden die Arbeitsjahre verringert, und einem Kosakenhäuptling, der ein tatarisches Kind aus dem Wasser gezogen hatte, schenkten sie die Freiheit. Denn es geziemte sich an diesem Tage nicht, irgend etwas abzuschlagen.

Aus diesem Grunde herrschte große Freude unter den Sklaven, niemand litt Hunger, keiner wurde gepeitscht oder mit dem Tode bestraft.

Sukyman ging an dem Strohlager vorüber, auf dem ich lag. Neben ihm schritt Illa, aber in stolzer Haltung und sah mich gar nicht an. Dennoch warf sie mir einen Gersten-

kuchen zu, den sie aus dem Korbe nahm, wobei sie aber nach der anderen Seite blickte . . . Den Kuchen fing ein in der Nähe sitzender Kalmückensklave auf. Sukyman aber glaubte, ich würde ebenso wie die anderen um Almosen bitten, — dann hätte er mir nichts abgeschlagen. Obgleich ich aber seit langer Zeit nichts mehr in den Mund genommen, schien es mir eines Edelmannes nicht würdig, gemeinschaftlich mit dem niederen Gesindel die Hand auszustrecken; ich zog es vor, den Hunger, der an meinen Eingeweiden zehrte, mit der Luft zu stillen.

Da sagte Sukyman zu den anderen:

„Fürwahr, eine eiserne Seele hat dieser unbeugsame Mensch! Man müßte ihn wohl gar bitten, mit sich selbst Mitleid zu haben, denn sein Stolz geht ihm über alles!"

Der Heide wußte nicht, daß gerade damals meine Seele sich in größter Schwäche und im Staube vor die Füße des Herrn legte, denn meine Qual war fast stärker als ich.

In der Nacht legte jedoch wieder jemand einigen Proviant neben mir hin. Ich verzehrte alles gierig, so daß ich mich wieder kräftiger fühlte.

Ich schleppte mich jetzt von dem Strohlager fort, und obgleich meine Hände und Füße zitterten, begann ich wiederum Wasser nach der Zisterne zu tragen.

Gott sandte an den nächsten Tagen auch eine Menge Heuschrecken. Der Hunger hatte mich übrigens gelehrt, das Ungeziefer des Meeres zu essen, das äußerlich furchtbar häßlich ist, jedoch nicht gar so schlecht schmeckt. Ich lebte also wie ein Vogel von der Hand in den Mund, und wenn ich an der Meeresküste entlang ging, warf jede Welle, gleich-

sam wie mit Nüssen klappernd, eine Menge jener armseligen Schnecken vor meine Füße hin.

Die Nächte begannen sehr kühl zu werden. Den anderen Gefangenen war es erlaubt, sich in den Zelten aufzuhalten, während ich auf meinem Kehrichthaufen schlafen mußte. Die barmherzigen Kamele legten sich jedoch um mich her und wärmten mich mit ihren Leibern und ihrem Atem. Ich glaubte, ich würde den Winter nicht überleben, und das war meine einzige Hoffnung, denn eine andere tauchte nicht auf.

Ach, liebe Mutter, liebe Heimat! Wie habe ich mich nach euch gesehnt! Und nach dir, mein Mädchen! Obwohl ich dich nicht sah, hörte ich nicht auf, dich zu lieben, . . . ja, ich begehrte deiner mehr als des Wassers in der Glut, als des Brotes im Hunger, als des Todes in den Qualen.

Die Vorsehung wacht jedoch in verschiedener Art über diejenigen, den sie prüfen will. Ohne das Elend und den verächtlichen Zustand, in dem ich lebte, hätte mich Sukyman gewiß nach Konstantinopel oder nach Galatz, wo es große Sklavenmärkte gibt, verkaufen können. Jetzt aber in meinem heruntergekommenen Zustand würde mich selbst umsonst niemand genommen haben; denn ich glich eher einem Sterbenden oder einem Lazarus, als einem Edelmann!

Es war lange nicht das schlimmste, daß ein schmutziges Gewand meine nackten Glieder umhüllte. Meine Magerkeit machte mich zu einem lebendigen Knochengerippe, dabei wuchs mir das Haar üppig am Kopf und Bart, meine Haut war am ganzen Leibe aufgeplatzt und mit Flechten und Ausschlag durch die Nähe der Kamele bedeckt.

Manche hielten mich für einen Aussätzigen, und sogar bei den Sklaven begann ich Ekel zu erwecken.

Aber gern gab ich meinen Leib, die elende Hülle, die wie jedes Gewand reist und in Fetzen geht, für meine Sünden hin. Denn nur zwei Dinge gibt es, die von Dauer sein sollen: die unsterbliche Seele und die Ehre, welche traditionell und mit jener so unzertrennbar verbunden ist, wie der Glanz mit den himmlischen Sternen.

IV.

Der Frühling kam, und wieder erleuchtete eine wärmende Sonne mein Elend. Ich hatte mich schon so an dasselbe gewöhnt, daß ich beinahe vergaß, daß es glücklichere Leute um mich her gab. Die Störche, Bachstelzen, Schwalben und Lerchen zogen in großen Schwärmen gen Norden, und ich rief ihnen zu:

„Eilende Vöglein! Ach, erzählt doch in meiner Heimat allen Menschen, daß ich als vaterlandstreuer Edelmann ausgeharrt habe! Trotzdem ich so tief gesunken, trotzdem die Heiden mich mit ihren Füßen niedergetreten haben, weine ich nur vor meinem Herrn im Himmel, vor meinen Feinden aber verberge ich mein trauriges Antlitz und lasse meinen Mut trotz aller Unterdrückung nicht sinken!"

Das Ende meines Elends war noch weit, aber jener Frühling brachte Veränderungen und neue Prophezeiungen, und war voll von seltsamen Ankündigungen.

Am Himmel erschien über der Krim die Zornesrute Gottes, ein Komet, der mit seinem blauen Auge zwinkerte und seinen Schweif zum Verderben des Heidengesindels schüttelte.

Die erschreckten Tataren zogen lärmend, schreiend, mit den Waffen klirrend in den Nächten herum und schleuderten ganze Bündel angezündeter Pfeile aus ihren Bogen gen

Himmel, um jenen Unheil verkündenden Vogel zu verscheuchen. Die Priester befahlen eine strenge Fastenzeit, die Zauberer prophezeiten viele Plagen. Schrecken erfaßte die Herzen der Menschen, und nicht umsonst war die Furcht. Denn es verbreitete sich das Gerücht, daß am Palus maeotis die Pest ausgebrochen sei.

In diesem Frühling sollten die Raubzüge auf zwei Wegen nach dem Reiche Polen gehen, aber sie unterblieben. Die in großen Gruppen auf den Straßen stehenden Leute wagten nicht, sich laut zu unterhalten, sie wandten nur die Augen gen Osten, von wo das „schwarze Wunder", wie sie es nannten, herbeifliegen sollte.

Immer neue Gerüchte kreisten unter dem Volke. Plötzlich verbreitete sich in Kislich die Nachricht, daß die Seuche bereits in der Residenz des Chans eingezogen sei. Der Chan selber sei aus der Stadt geflüchtet. Die einen sagten, er werde sich in den südlich gelegenen Bergen mit seinen Frauen verstecken, andere meinten, er werde nach Kislich kommen, wo der Meereswind die Luft reinigt.

So kam der Chan auf Anraten der Wahrsager nach Kislich, gewaltige Herden vor sich hertreibend, damit er und sein Hof genügend Nahrung habe.

Der Präfekt Sukyman empfing ihn mit großen Ehrenbezeugungen: die Leute fielen vor ihm auf das Antlitz, denn jene Sklaven halten ihn beinahe für einen Gott und glauben, er sei mit den Himmelskörpern verwandt.

Er hatte kein großes Gefolge bei sich, bloß den Hof und tausend Baskaken, eine Anzahl Beamte und Agas in gelben

Mänteln; man fürchtete nämlich, daß die Pest unter einer großen Anzahl von Menschen leichter ausbrechen könnte.

Sie wanderte über die Krim, hauptsächlich durch jenen Teil, welchen man den jenikalskischen nennt. Dort trat sie an einigen Orten auf, forderte ihren Tribut, während sie manche Häuser gänzlich mied; wo sie aber hintrat, dort war sogar das Geflügel gefallen. Von Kislich war sie stets wenigstens zwei Tagereisen entfernt. Der Chan dankte Gott also für die Rettung, beschenkte die Wahrsager reichlich und setzte viele Sklaven in Freiheit. Während die anderen die Frucht seiner Gnade genossen, kam über mich die letzte Versuchung.

Als er eines Tages an dem Lager, auf dem ich ausgestreckt lag, vorüberritt, kam er ganz nahe heran, betrachtete mich und fragte Sukyman, wer dieser elende Mensch sei. Was der Präfekt antwortete, weiß ich nicht. Ich sah nur, daß sie lange miteinander sprachen; Sukyman beklagte sich offenbar über meine Undankbarkeit und meine Hartnäckigkeit, denn zuletzt sagte er:

„Versuche du ihn, Herr!"

Der Chan, dessen Neugierde erweckt war, kam selber zu mir heran.

Bald sprengten zwei Diener vor ihm her und riefen:

„Auf dein Gesicht, ungläubiger Hund!" Ich aber tat es nicht, obgleich sie mich mit langen Stöcken auf den Kopf zu schlagen begannen.

Da näherte sich mir jener Herrscher und fragte:

„Weshalb willst du vor mir nicht auf das Gesicht fallen?"

Ich antwortete ihm:

„Herr, wenn es einem Edelmann nicht geziemt, dies vor seinem eigenen König zu tun, wie willst du, daß ich es vor einem fremden und einem Heiden tue?“

Da wandte der Chan sein Antlitz von mir ab und sagte:

„Wahr hast du gesprochen, Sukyman.“

Dann wandte er sich an mich:

„Wenn ich dich vor die Wahl stellte: mir alle Ehren zu erweisen und auf das Antlitz vor mir zu fallen und dafür die Freiheit zu erhalten, — oder einen grausamen Tod zu sterben, — was würdest du wählen?“

Darauf erwiderte ich, daß es einem Sklaven nicht gezieme, zu wählen. Er möge mit mir tun, was ihm beliebe, doch möchte er beachten, daß jeder Mensch von niedrigem Stande dem andern einen grausamen Tod zufügen könne, daß aber die Macht des Monarchen, von Gottes Gnaden, dem Schöpfer dann am meisten ähnlich sei und ihre Macht am besten beweise, wenn sie nicht den Tod sende, sondern Leben schenke.

Er sann über meine Worte nach und sagte sodann:

„Wenn du als Sklave mir weder Ehre erweisen, noch mir gehorchen willst, so vergehst du dich gegen Gott, der den Sklaven Gehorsam gebot.“

Ich aber entgegnete:

„Nur mein Leib ist in Gefangenschaft.“

Als die Tataren dies hörten, wurden sie ganz bleich, er aber blieb geduldig, denn nicht vergeblich nannten sie ihn „den Verständigen“. Nach einigem Besinnen ritt er davon, aber bevor er mich verließ, sagte er seinen Beamten und seinen Dienern:

„Wenn ihr einst in Gefangenschaft der Ungläubigen gelangt, so trachtet, euch diesem Menschen ähnlich zu zeigen.“

Dann hatte ich zwei Tage lang Ruhe, und man brachte mir auch Nahrung. Manche kamen sogar zu mir und sagten:

„Unser Herr wird dich nicht vergessen, aber wenn er dich zur Gunst erhebt, so vergiß du auch unser nicht.“

So sehr hatte die Sklaverei diese Leute erniedrigt, daß sie in der Vermutung einer Veränderung in meinem Schicksal bereits um eine Gunst baten, da ich noch auf dem Strohhaufen lag.

Ich aber freute mich in meiner Seele, denn ich dachte, daß ich vielleicht auch die Freiheit und mit ihr mein Glück wiedererlangen würde.

Zwei Tage später lenkte der Chan, als er vorüberritt, sein Pferd wieder gegen mich.

„Ich habe die Worte, die du gesprochen, erwogen, in meiner Weisheit geprüft und auf die Wagschale der Gerechtigkeit gelegt. Du hast für deinen Mut meine Gnade gefunden. So sprich denn, was du begehrst, daß ich für dich tue?“

Ich antwortete, daß mir, der ich im freien Stande geboren bin, die Freiheit der liebste Beweis seiner Gnade wäre.

Er aber fragte:

„Und wenn ich dir diese versage?“

„So gib mir den Tod!“ entgegnete ich.

Er sann wiederum nach, da er wollte, daß alle Leute seine Weisheit bewunderten und rühmten, daß er nichts ohne Besonnenheit unternehme.

Mittlerweile schlug mein Herz, wie ein Hammer.

Nachdem er sich besonnen, sprach er:

„Giaur! Spanne den Bogen nicht allzu straff, damit er nicht platze und deine Hände verwunde! . . . Ich sage dir noch ein letztes Wort: Ich gebe dir einen gelben Mantel, nehme dich an meinen Hof, belohne dich mit Reichtum und ernenne dich zu meinem Stallmeister, ohne von dir zu verlangen, daß du deinen Glauben ablegst, wenn du nur sagst, daß du mir freiwillig dienen willst."

Da erbebte mein Herz anfangs vor großer Freude, bald aber überlegte ich, daß dies vielleicht Satans Versuchungen seien, und dann sprach ich:

„Was werde ich meinen Vätern im Himmel antworten, wenn sie mich fragen: ‚Was warst du auf der Welt?‘ Soll ich jenen im Kampfe gefallenen Rittern sagen: Ich war aus freiem Willen Stallmeister bei den Tataren?"

Ein grausiger Schrecken erfaßte mich vor dieser Frage der Väter, größer noch, als die Furcht vor der Folter und dem Tod. Ich streckte also die Hände zum Chan aus und rief:

„Herr! verlange nicht meinen Willen, denn der Wille kommt aus der Seele, die Seele aber gedenkt nicht nur ihres Glaubens, sondern auch des Standes, aus dem sie hervorgegangen. Jenen Stand aber, den ich von den Vätern geerbt, muß ich ihnen unbefleckt wiedergeben!"

„Sklave, du hast den Bogen zerbrochen," sagte der Chan.

Ich sah, daß meine Stunde gekommen war, denn der Zorn begann sich auf seinem Antlitz zu malen, aber er beherrschte sich und richtete an Sukyman folgende Worte:

„Weiser Sukyman, ich bin in meiner Gnade diesem Hunde gegenüber fürwahr zuweit gegangen; jetzt aber befehle ich dir, ihn völlig zu brechen. Bevor du ihn jedoch des Lebens beraubst, bringe ihn mit Martern dazu, daß er sogar vor deinen Füßen in Demut krieche.“

Dann ritt er fort, mich aber ergriffen auf Sukymans Befehl die Kalmücken und banden mich an den Pfahl. Was es nur an Volk und Sklaven gab, lief herbei, um zu schauen, welchen Qualen man mich aussetzen würde.

Ich aber spannte meine Seele mit aller Kraft an um sie zu Gott emporzurichten und flehte heiß zu ihm, daß er mir Kraft verleihe und nicht zulasse, daß ich mich erniedrige. Bald auch fühlte ich, daß mein Gebet erhört wurde, denn ich fühlte einen starken Atem, der meine Glieder durchwehte. Es kam mir zum Bewußtsein, daß ich der Vertreter des mächtigen Kreuzes bin, das sich nicht biegt; daß ich hier der Gesandte meiner Heimat, von den Rittern zur Folterqual ausersehen bin, daß ich ein von Christus zum Tode befohlener Soldat sei, berufen, mit der Stimme meines Innern Zeugnis abzulegen für den Geist, der wie das Himmelsfeuer niemals verlöscht.

Und da ich solches dachte, fühlte ich, trotz meines elenden Zustands, wenngleich mit Staub bedeckt, von Hunger verzehrt, eine solche unendliche Majestät in mir, daß ich gleichsam von der Höhe auf die Welt herabblickte.

Die Kalmücken aber begannen mich mit rohen Riemen zu peitschen, und bald floß das Blut an mir herunter.

Sie fragten mich:

„Wirst du auf dein Antlitz fallen?“

Und ich antwortete:

Ich bin ein polnischer Edelmann!“

Dann peitschten sie mich von neuem, während andere ein schwaches Feuer unter meinen Füßen anzündeten, damit ich langsam bratend, schneller um Mitleid riefe.

Ich begann auch nachzugeben, aber nicht mit der Seele, sondern mit dem Leib, denn eine große Mattigkeit überkam meine Glieder, und das Tageslicht verlosch vor meinen Augen.

Als ich sah, daß meine Todesstunde nahte, erhob ich mit dem letzten Aufwand meiner Kraft das Haupt und rief in der Richtung meines Vaterlandes:

„Siehst du mich und hörst du mich?“

Plötzlich gelangte eine Stimme zu mir, die gleichsam über die ganze Steppe und Perekop*) herzudringen schien:

„Ich sehe!“

In der Ferne begann etwas zu flackern, Himmel und Luft schmolzen ineinander, und aus der Wolkenmasse floß ein Weib mit süßem Antlitz hervor und stellte sich neben mich.

Das Feuer hörte auf, mich zu brennen, die Peitschenriemen sausten nicht mehr über mir, und ich fühlte, wie ich von den Armen jenes Weibes getragen, emporflog.

Sie aber schwebte zum Himmel und mit ihr eine Schar von singenden Engeln. Sie sangen:

„Nicht im polnischen Waffenrock, nicht mit Säbeln, sondern mit Wunden bedeckt! Ritter, Ritter! Tapfer im Kriege, geduldig in der Folterqual, ruhig unter dem Pala-

*) Stadt in Taurien.

dium Christi, der blutigen Erde treuer Sohn, sei willkommen im Frieden, sei willkommen im Glück, — in Jubel und Heiterkeit!"

So flogen wir zum Himmel empor, und was ich dort schaute, das kann mein sündiger Mund irdischen Ohren nicht mehr erzählen.

V.

Der Wagen knarrte unter mir, und ein frischer, kühler Wind umwehte mich. Ich öffnete die Augen, doch sah ich nicht mehr Kislich vor mir, nur die Steppe, die sich endlos wie das Meer ausbreitete. Ich schloß also wieder die Augen und dachte, daß der Schlaf in meinen verwirrten Gedanken ein Traumgebilde auftauchen ließ. Wieder blickte ich auf und gewahrte das Gesicht des alten Chimek, des Haushofmeisters der Worschyanski neben mir und hinter ihm einige berittene Knechte. Dieser aber sagte:

„Gott sei bedankt, daß Sie endlich zum Bewußtsein kommen."

Ich fragte, wohin wir fuhren.

„Nach Polen!"

„Bin ich denn frei?"

„Ja, Sie sind frei."

„Wer hat mich losgekauft?"

„Das Fräulein!"

Wie er „das Fräulein" sagte, da brach ein heftiges Weinen aus meiner Brust; ich streckte die Hände aus und fiel in Ohnmacht.

Der Wagen krachte unter mir.

Als ich am nächsten Tage zur Besinnung kam, erzählte mir Chimek alles.

Der ehrenwerte Herr Worschyanski war von dieser elenden Welt bereits in eine bessere hinübergesiedelt, und Marysja, die seine Erbin geworden, wohnte bei ihrem Oheim, dem Prälaten. Dort erreichte sie die Nachricht von meinem bitteren Schicksal und von meinen Qualen, dort fiel sie ihrem Oheim zu Füßen, gestand ihm ihre Liebe zu mir und kaufte mich mit seinem Einverständnis von Sukymans Macht los.

Chimek hatte den Chan in Kislich nicht angetroffen, denn dieser war, als die Seuche vorüberging, nach einer Stadt, Eupatoria (Stadt in Taurien) genannt, gereist; Sukyman aber hielt mich für tot und verkaufte, was von mir übrig blieb, für dreihundert Dukaten.

Auch Chimek glaubte, er würde mich als Leiche nach Hause bringen; denn zwei Tage lang wußte ich nichts von Gottes Welt, aber Gott gab mir dennoch das Leben wieder.

Als ich das alles hörte und ersah, daß ich auf Veranlassung meines Mädchens aus der heidnischen Gefangenschaft losgekauft worden war, weinte ich wehmütig und legte in meiner Seele das Gelübde ab, jenes barmherzige Mädchen zu lieben und sie bis ans Ende meines Lebens zu beschützen.

Jetzt schien es mir, als wäre mein Aufenthalt in der Krim, die Gefangenschaft bei Sukyman und die erlittene Folterqual nur ein Traum. So hat die Vorsehung die Dinge in dieser Welt eingerichtet, daß mit der Zeit alles dahingeht und nur im Gedächtnis zurückbleibt, mit dem Unterschiede jedoch, daß je grausiger die Erlebnisse waren, um so angenehmer die Erinnerung ist. Auf diese Weise ge-

stalten sich nicht nur die Schandtaten, sondern auch die erlittenen Schmerzen fröhlich und angenehm. Wenn Gott manchmal einen Menschen von ritterlichem Stande schwer versucht, so gibt er ihm auch Kraft, das Ungemach zu ertragen; nimmt er ihm das Leben, so belohnt er ihn dafür. Mir sandte er einen Erlöser in meiner Marysja und gab nicht zu, daß ich meinen Versuchungen erlag. Als ich in der Nacht erwachte oder bei Morgengrauen aus dem Schlafe fuhr, wiederholte ich mir einmal um das andere, daß ich nach der Heimat fuhr und meine Marysja sehen würde. Bei diesem Gedanken wollte ich eines Tages das Pferd besteigen, aber Chimek erlaubte es mir nicht, da ich noch gar nicht gekräftigt war.

Ich lag also rücklings auf dem Wagen, wie ein Sack, und so gelangten wir in Mohylna an.

Als die älteren Kameraden mich erblickten, strömten sie wie die Bienen aus dem Stock zu mir herbei und riefen:

„Wir wissen alles von dir, wir wissen alles, sei willkommen, lieber Kamerad!"

Als sie auf meine Füße blickten, die dicht mit Brandwunden bedeckt waren, vergossen sie Tränen und flüsterten einander zu:

„Auf die Knie vor ihm, denn er ist der echteste Ritter unter uns!"

Dann überschütteten sie mich mit allerhand Geschenken, was jeder hatte oder was er als Beute heimgebracht, gaben sie mir. Da waren große Tatarenpferde mit Geschirr, seidene Zelte, mit teuren Edelsteinen besetzte Säbel, italienische und türkische Perlen, Kopftücher, Halftern, reiche Waffen,

silberne oder goldene Gefäße, Zobelpelzwerk . . . Andere warfen mir eine Handvoll Türkisen oder Rubinen zu, noch andere Diamantenschlösser, so daß ich mit Schätzen im Werte von einigen Tausend Dukaten überhäuft war, und man sie auf fünf Wagen unterbringen mußte.

Sie taten es aus gutem Herzen, und es fiel ihnen um so leichter, als sie in den Krieg zogen, und zwar gegen die Kosaken. Loboda und Naleweiko hatten nämlich in der Ukraine einen Aufruhr angestiftet, wofür Schulkiewski sie verfolgte.

Dann fuhren wir weiter. Oft begegneten wir verschiedenen Regimentern; manche Soldaten kamen auf uns zu und sagten:

„Wen fahrt ihr dort?“ worauf Chimek erwiderte:

„Einen in der Gefangenschaft arg zugerichteten Edelmann!“

Nach diesen Worten ließ uns ein jeder in Frieden, aber wer konnte, der beschenkte uns auch noch.

Hinter Kiew traf uns Schulkiewski selber, der angeblich einen Marsch auf Perejaslaw unternahm und den Dnjepr gern überschreiten wollte.

Als jener berühmte Kriegsmann hörte, was ich in der Gefangenschaft durchgemacht, sagte er:

„So manche geringen Verdienste werden mit Starosteien belohnt, ich werde seiner Majestät dem Könige davon Mitteilung machen.“

Er schenkte mir einen kostbaren Ring, den ich bis auf den heutigen Tag am Finger trage. Auch schwoll mir das Herz beim Anblick seines Heeres; denn obgleich dieses nicht groß an Zahl und infolge fortwährenden Jagens erschöpft

war, so war es dennoch so flink und frisch, daß der Feind ihnen bis jetzt in keiner Schlacht beikommen konnte.

Als ich diese wettergebräunten Leute ansah, welche auf den Steppengründen schliefen, zwei oder drei Tage nichts aßen, nicht einmal zur Nacht die Rüstungen ablegten, ihre Wunden mit Pulver bestreuten und dennoch von heldenhaftem Kriegsmut erfüllt waren, da fühlte ich tiefe Demut und sagte mir: „Fern sei es von mir, mich stolz meiner Verdienste zu rühmen, während diese Leute sich nichts aus den Beschwerden machen und noch dazu fröhlich singen, als ob sie gar nicht wüßten, daß sie Helden sind. O, wie bedauerte ich, daß ich nicht das Pferd besteigen, noch Panzer und Lanze tragen konnte, um mit ihnen zu ziehen!" Aber ich mußte meine Brandwunden erst heilen.

Es gab damals in der Ukraine viel Lust und Genugtuung für jede ritterliche Seele. Jede Nacht sah man Feuerschein, und man hörte die Kriegstrompeten. Schulkiewski kreiste gleich einem Adler mit Herrn Pototzki, dem Woiwoden aus Kamieniec, über die Steppen, der Fürst Roschinski führte die Truppen bei Pawolotschi, Jaslowietzki zog von der anderen Seite herbei, Naleweiko, Loboda und Sasko zogen mit ihren schwarzen Truppen, wie Wölfe durch die Schluchten.

Einmal stießen wir auf eine von moldauischem Wein betrunkene Schar. Dieser sagte Chimek nach gewohnter Weise, daß er einen arg zugerichteten Edelmann führe, worauf sie eine Menge Funken zu schlagen begannen, um mich in der Nacht zu erkennen. Dann führten sie mich zu Kremski. Als sie dort die Kienfackeln anzündeten, erkannte

mich ein Soldatenhäuptling, der mit mir in der Krim war und am zweiten Festtage freigelassen wurde. Er begann sofort zu schreien: „Herr, Herr!“ und dann: „Da führt man den heiligen Polen!“

Er fiel mir zu Füßen, und nachdem er Kremski erzählt, wie ich ihnen in der Gefangenschaft geholfen hatte, da kamen auch die anderen mit ihren Mützen zu mir. Ich aber schalt darob, daß sie ihrem Vaterland nicht die Treue hielten.

Kreminski schonte nicht nur mein Leben und nahm mir nichts fort, sondern beschenkte mich noch und gab mir Schutzwachen mit. So vermag selbst ein Feind an einem Kriegsmann die Wunden und die Tapferkeit zu ehren, wofür Gott Kreminski jedenfalls mit der ewigen Seligkeit belohnte. Dieser Kreminski war übrigens kein solcher Feind des polnischen Reiches, als der er allgemein galt.

In der ganzen Ukraine und im ganzen Lande wimmelte es wie in einem Bienenkorb. Viel Ungemach hatte Gott auf unser Land herniedergesandt, da außer dem Kriege auch die höllische Pest daherschritt. Solange der Geist mit anderen Dingen beschäftigt war, achtete man wenig auf die Seuche; ich aber sah sie von meinem Wagen aus mit eigenen Augen. Die Epidemie ging nicht streifenweise vor, sondern sie überfiel die Leute ebenso wie in der Krim an manchen Orten und raffte einzelne Städtchen, Dörfer und Ansiedlungen hin. Hier und dort waren auch Seuchenkommissare ernannt; in den Ansiedlungen brannten Düngerhaufen und verbreiteten stinkenden Rauch, den die Seuche nicht ertragen konnte. Des Nachts bewachten einige ganz von Ruß geschwärzte Knechte jene Haufen, damit sie nicht erlöschten.

Das Volk veranstaltete, da es diese Mißgeschicke voraussah, Prozessionen, bei welchen Fahnen mit toten Schädeln getragen wurden. Gott verbreitete dabei eine Blindheit unter den Menschen, denn es gab keine Eintracht unter den Mächtigen, die statt auf ihr Pferd zu steigen, wie sie es einfach und ehrbar hätten tun müssen, die Gerichtsstätte mit ihren Angelegenheiten beunruhigten.

Der Feind sammelte sich an den Grenzen, während unsere Kräfte seltsam zerstreut waren. Darin lag immer unser Unglück. Wären der ganze Adel und alle Mächtigen einträchtig zum Kampfe aufgebrochen, dann hätte der ganze Erdkreis vor uns erzittern müssen.

Das erwähne ich deshalb, weil es keine Krieger gibt, die unseren Lanzenträgern beikommen könnten, und als ich später die türkischen Janitscharen, das schottische Landvolk und die schwedische Reiterei von ihnen besiegt sah, empfand ich, daß die Natur uns mit Kriegstüchtigkeit reicher ausgestattet hat, als andere Völker. Wir aber bringen nur Tausend Leute auf, wo andere Mächte die zehnfache Zahl hinstellen.

Es muß wohl Gottes unerforschlicher Wille sein, daß sich alles so gefügt hat. Jeder Vaterlandsfreund sollte seinen Mund halten und lieber sein Pferd besteigen und sein Land verteidigen. Der Ruhm, den man dabei erwirbt, ist größer, die Verirrung der Seele geringer, das Verdienst vollkommener und das ewige Heil sicherer.

Dabei nicht stets an sich denken, sondern an sein Vaterland, welches immerdar bestehen soll! Amen.

VI.

Heiliger Gott, Heiliger und Mächtiger, Heiliger und Unsterblicher, sei gesegnet in deinen Werken! Wohin ich meine tränenumflorten Augen wende, dort sehe ich dich; und wo ich dich erschaue, dort preise ich dich. Du hast das Himelsfeuer am Firmament aufgehängt; du befiehlst der Sonne, aus dem Meer zu tauchen und machst so Tag über Bergen und Tälern. Zu deinem Ruhm rauscht der Wald und klingelt die Herde auf den Feldern! Zu deinem Ruhm reiten die Krieger unter Wiehern der Pferde über die Steppen, und das ganze Erdenreich huldigt und ehrt dich.

Obgleich du mich, deinen Diener verlassen und mir das Glück geraubt, so sei auch dafür gepriesen! Im Kriege sind die Tage meines Lebens dahingegangen, in schwerer Arbeit ist mein Haar ergraut! Dort, Herr, wo die Kanonen mit Feuergeschützen deine Majestät besangen, und hundertfach dein Name im Pulverdampf erscholl, da war ich. In der Moldau und in Livland floß mein Blut, und mein Leib sehnt sich nach ewiger Ruhe. Nicht irdische Güter, nicht Reichtümer, Ehren und Würden werde ich in jene Welt hinübernehmen, denn ich bin arm, wie ich war, aber ich werde meinen Schild zeigen, Herr, und sagen:

„Siehe her, er ist nicht befleckt, außer mit meinem Blute!"

Meinen makellosen Namen habe ich bewahrt, meinen

Sinn nie gebeugt, und obwohl ich mich vor Schmerz krümmte, ließ ich mich nicht brechen."

— — — — — — — — — — — —

Mit diesen Worten enden die Fragmente aus dem Tagebuch Alexis Sdanoborskis. Aus dieser kleinen Chronik geht hervor, daß jener unbeugsame „Fürst", der nicht tatarischer Stallmeister werden wollte, ein schmerzensreiches Leben hatte. Dem Geiste jener Zeit entsprechend, hing er sehr an seinem Namen. Von Maria trennte ihn das Schicksal, wie aus der flüchtigen Schlußbemerkung zu ersehen ist. Wahrscheinlich hat er gar nicht geheiratet. Aus alledem geht wohl hervor, daß dieser Edelmann ohne Nachkommenschaft gestorben ist, und der letzte seines Stammes war.

Der Letzte der Sachem.*)

In der Stadt Antilopa, die an einem Flüßchen desselben Namens im Staate Texas gelegen war, eilte alles, was sich regen konnte, zur Zirkusvorstellung.

Das Interesse der Einwohner war um so größer, da seit der Begründung der Stadt zum erstenmal ein Zirkus mit Tänzerinnen, Spaßmachern und Seiltänzern zu sehen sein sollte.

Die Stadt war noch jung. Vor fünfzehn Jahren war weder ein einziges Haus hier gebaut, noch gab es in der ganzen Umgegend einen einzigen Weißen. Dagegen erhob sich in dem Flußdelta an derselben Stelle, wo heute Antilopa steht, eine indianische Ansiedlung, Chiawatta.

Es war dies die Residenz der „Schwarzen Schlangen“, die sich seinerzeit den deutschen Ansiedlungen Berlin, Gründenau und Harmonie so unangenehm fühlbar machten, daß die Ansiedler es nicht länger aushalten konnten.

Die Indianer verteidigten zwar nur ihr Territorium, das die Staatsregierung von Texas ihnen in feierlichsten Verträgen auf ewige Zeiten zugesprochen hatte. Was konnte dies aber die Kolonisten aus Berlin, Gründenau und Harmonie kümmern? Tatsache ist, daß sie den „Schwarzen

---

*) Indianerstamm.

Schlangen“ Land, Wasser und Luft fortnahmen, dafür brachten sie aber die Zivilisation hinein. Die Rothäute bewiesen ihnen auf ihre Art Dankbarkeit, nämlich indem sie ihnen die Skalps von den Köpfen rissen.

Ein solcher Zustand konnte nicht länger währen. In einer Mondnacht versammelten sich vierhundert Mann der Ansiedler von Berlin, Gründenau und Harmonie, und nachdem sie die Mexikaner aus La Ora zur Hilfe gerufen, überfielen sie das in Schlaf versunkene Chiawatta.

Ein vollständiger Sieg krönte dies Unternehmen der Weißen. Chiawatta wurde in einen Haufen Asche verwandelt und die Einwohner ohne Unterschied des Alters und des Geschlechts niedergemacht. Nur kleine Abteilungen von Kriegern, die gerade zur Jagd ausgezogen waren, blieben am Leben. In der Ansiedlung selber entkam keine Rothaut dem Tode und zwar hauptsächlich durch ihre Lage im Flußdelta. Die Wasser traten wie gewöhnlich im Frühling über die Ufer und umgaben die Ansiedlung mit einer unüberschreitbaren Flut. Aber diese Lage, welche zu dem Untergang der Indianer das ihrige beigetragen hatte, gefiel gerade den Deutschen. Aus dem Delta konnte man wohl schwer flüchten, aber es war leicht, sich darin zu verteidigen.

Infolge dieser Erwägung begannen die Ansiedler aus Berlin, Gründenau und Harmonie sogleich nach dem Delta auszuwandern, wo an Stelle der wilden Chiawatta im Nu das zivilisierte Antilopa entstand. Nach fünf Jahren zählte es zweitausend Einwohner. Im sechsten Jahre fand man jenseits des Flußdeltas ein Bergwerk mit Quecksilber, dessen Ausbeutung die Zahl der Einwohner verdoppelte.

Im siebenten Jahre wurden kraft des Lynchgesetzes die neunzehn letzten Krieger vom Stamme der „Schwarzen Schlangen“ in dem nahegelegenen „Wald der Toten“ gefangen und aufgehängt. — Von nun an stand der Entwicklung Antilopas nichts mehr im Wege.

In der Stadt erschienen zwei Tageblätter und eine Montagsrundschau. Die Eisenbahn verband Antilopa mit Rio del Norte und mit San Antonio. In der Opunciagasse erhoben sich drei Schulgebäude, darunter eine höhere Lehranstalt. Auf dem Platz, wo die letzten „Schwarzen Schlangen“ aufgehängt worden waren, wurde eine Wohltätigkeitsanstalt errichtet. Die Pastoren lehrten in den Kirchen jeden Sonntag Nächstenliebe, Achtung fremden Eigentums und andere Tugenden, deren eine zivilisierte Gesellschaft bedurfte. Ein namhafter Gelehrter hielt hier sogar auf der Durchreise einmal einen Vortrag „Über Völkerrechte“.

Die reicheren Einwohner murmelten etwas von der Notwendigkeit einer Universitätsgründung, wozu die Staatsregierung beitragen müßte. Den Einwohnern ging es sehr gut. Der Handel mit Quecksilber, Pomeranzen, Gerste und Wein brachten ihnen großen Nutzen. Sie waren rechtschaffen, ordnungsliebend, systematisch fleißig und behäbig.

Wer in späteren Zeiten die breits über zehntausend Einwohner zählende Stadt Antilopa besuchte, würde in den reichen ansässigen Kaufleuten jene unbarmherzigen Krieger, die vor fünfzehn Jahren Chiawatta in einen Aschenhaufen verwandelt hatten, kaum erkannt haben. Sie verbrachten ihre Tage arbeitsreich in den Läden, Werkstätten und in den

Bureaus; des Abends saßen sie in dem Bierlokal zur „Goldenen Sonne“ in der Klapperstraße.

Wenn man diese schleppenden Bierbässe hörte, ihr phlegmatisches „Mahlzeit, Mahlzeit“, ihre gemütlichen Fragen, wie z. B.: „Nun ja, wissen Sie, Herr Müller, wie ist das aber möglich?“ Wenn man das Klappern der Biergläser, das Schäumen des überfließenden Bieres vernahm; wenn man diese Ruhe und Langsamkeit sah, und die philiströsen, in Fett schwimmenden Gesichter mit den kleinen Fischaugen betrachtete, so könnte man wohl meinen, daß man sich in irgendeinem Bierlokal in Berlin oder München befinde, nicht aber auf den Trümmern Chiawattas. In der Stadt war eben alles schon ganz friedlich-deutschtümlich, und an die Trümmer dachte kein Mensch.

Am heutigen Abend eilte die Bevölkerung nach dem Zirkus, erstens, weil nach des Tages harter Arbeit die Zerstreuung eine ebenso notwendige, wie angenehme Sache ist, und zweitens, weil sie auf die Ankunft des Zirkus stolz war. Bekanntlich kam ein solcher Zirkus niemals nach dem ersten besten armseligen Städtchen, so daß die Ankunft der Truppe des ehrenwerten Mister Dean gewissermaßen die Größe und die Bedeutung Antilopas bestätigte. Es gab jedoch noch einen dritten, vielleicht allerwichtigsten Grund für diese allgemeine Neugierde.

Nr. 2 des Programms lautete nämlich, wie folgt:

„Spaziergang auf einem fünfzehn Fuß über dem Erdboden gespanntem Seil (mit Musikbegleitung),“ ausgeführt von dem berühmten Seiltänzer dem „Roten Geier“, dem „Sachem“ oder Anführer der „Schwarzen Schlangen“, dem

letzten Nachkommen der Könige dieses Stammes und dem allerletzten Überlebenden dieses Stammes:

1. Spaziergang, 2. Antilopensprünge, 3. Todessang und -Tanz."

Wenn irgendwo, so mußte dieser „Sachem" in Antilopa das größte Interesse erwecken. Mr. Dean erzählte in der „Goldenen Sonne", er habe vor fünfzehn Jahren auf der Durchreise nach Santa Fé, auf dem Planos de Fornado einen alten, sterbenden Indianer mit einem zehnjährigen Knaben gefunden. Der Alte ging an seinen Wunden und vor Erschöpfung zu Grunde, vor seinem Tode erzählte er ihm aber noch, daß der Knabe der Sohn des getöteten „Sachem" der „Schwarzen Schlangen" und der Erbe seiner Würden wäre.

Die Truppe nahm den Waisenknaben auf, der mit der Zeit ihr erster Akrobat wurde. Übrigens erfuhr Mr. Dean erst in der „Goldenen Sonne", daß Antilopa einstmals Chiawatta gewesen sei, und daß der berühmte Seiltänzer auf den Gräbern seiner Väter auftreten würde. Diese Nachricht versetzte den Direktor in die vorzüglichste Stimmung, denn er konnte jetzt mit Sicherheit auf eine „great attraction" rechnen, sobald es ihm nur gelang, diese Sensationsnachricht auzunützen.

Selbstverständlich drängten die Philister von Antilopa nach dem Zirkus, um ihren aus Deutschland importierten Frauen und Söhnen, die in ihrem Leben noch keine Indianer gesehen hatten, den letzten der „Schwarzen Schlanden" zu zeigen und zu sagen:

„Seht, solche Kerle haben wir vor fünfzehn Jahren niedergemetzelt!"

„Ach herrje,“ würde es dann ringsumher erklingen. Und es war anmutend, einen solchen Ausruf sowohl aus dem Munde Malchens, wie auch des kleinen Fritz zu hören.

In der ganzen Stadt vernahm man auch nichts anderes, als das von Mund zu Mund getragene Wort: „Sachem, Sachem!“

Die Kinder guckten seit dem Morgen mit neugierigen und zugleich erschrockenen Gesichtern durch die Bretterspalten; die älteren Knaben jedoch, die bereits von größerem kriegerischen Sinn beseelt waren, marschierten auf dem Heimwege aus der Schule in drohender Haltung, ohne selber zu wissen, weshalb.

Acht Uhr abends. Eine wunderbare, helle Sternennacht. Der Wind weht aus den Pomeranzenhainen einen angenehmen Duft heran. Über dem Zirkus breitet sich ein Feuerschein aus; riesige, vor dem Haupttor aufgestellte Pechfackeln brennen und qualmen. Ein leichter Wind bewegt die Rauchwolke und die grelle Flamme, die alle Umrisse des Gebäudes erleuchtet.

Es ist dies ein neuerrichteter, runder Holzschuppen mit hohem Dach und sternenbesäter, amerikanischer Fahne an seiner obersten Spitze.

Vor dem Tor betrachten große Menschenmengen, die keinen Zutritt fanden oder kein Geld hatten, um sich Billetts zu kaufen, die Wagen der Truppe, hauptsächlich aber den Leinenvorhang vor der großen Eingangstür, auf dem die Schlacht zwischen den weißen und den Rothäuten gemalt war.

Sobald der Vorhang ein wenig zurückgezogen wird,

sieht man das erleuchtete Innere des Büfetts mit Hunderten von Biergläsern auf dem Tisch.

Nun wird der Vorhang endgültig zurückgeschoben, und die Menge tritt ein. In den leeren Gängen zwischen den Bänken erdröhnten die schweren Schritte der Leute, und bald besetzt die bewegliche Menge sämtliche Eingänge. Im Zirkus herrscht Tageshelle; obgleich nicht genug Zeit war, um Gasröhren anzulegen, überflutet der aus fünfzig Petroleumlampen bestehende Kronleuchter die Arena sowohl als die Zuschauer mit hellen Lichtströmen.

In diesem Glanz sieht man die dicken, wegen des Doppelkinns hintenübergeneigten Köpfe der Biertrinker, junge Frauen und reizende, staunende Kindergesichter, deren Augen von Neugierde herauszuspringen scheinen. Übrigens zeigen alle Leute erregte, befriedigte und dabei stumpfsinnige Gesichter, wie es gewöhnlich beim Zirkuspublikum der Fall zu sein pflegt.

Inmitten des Geräusches der Unterhaltung, die von den Rufen: „Frisches Wasser, frisches Bier!“ unterbrochen wird, erwartet das Publikum mit Ungeduld den Beginn der Vorstellung. Endlich ertönt die Klingel. Sechs Stallmeister in hohen Schäftestiefeln stellen sich in zwei Reihen beim Eingang von der Arena nach den Ställen auf. Durch diese Reihen sprengt in wildem Galopp ohne Zügel und ohne Sattel ein Pferd herein,gleichsam von einer Wolke von Musselin, Bändern und Tüll umhüllt. Es ist die Zirkusreiterin Lina. Sie beginnt ihren Schulritt unter fröhlichen Musikklängen. Lina ist so schön, daß die junge Mathilde, die Tochter des Bierbrauers aus der Opunciagasse bei ihrem

Anblick von einer Unruhe erfaßt wird, sich über das Ohr des jungen Grünkramhändlers Floß aus derselben Gasse neigt und leise fragt, ob er sie noch liebe?

Unterdessen galoppiert das Roß wie eine Lokomotive keuchend dahin! Die Peitschen knallen, mehrere Clowns stürzen kreischend hinter der Reiterin herein und traktieren sich mit Ohrfeigen . . .

Lina aber huscht wie ein Blitz die Arena entlang. Donnernder Beifall erschallt . . . Welch eine vortreffliche Vorstellung!

Aber Nr. 1 ist schnell vorüber.

Es folgt Nr. 2. Das Wort „Sachem, Sachem", dringt unter den Zuschauern von Mund zu Mund.

Auf die Clowns, die sich noch immer gegenseitig scherzhafte Ohrfeigen versetzen, achtet kein Mensch mehr. Mit gewohnten affenartigen Bewegungen tragen die Stallknechte etwa fünfzehn Fuß hohe Holzblöcke herein und stellen sie zu beiden Seiten der Arena auf.

Die Musik hört auf, Yankee Doodle zu spielen und stimmt die düstere Arie des Komthurs aus Don Juan an, während zwischen den Blöcken das Seil gespannt wird.

Plötzlich fällt ein Bündel roten bengalischen Lichts vom Eingang her und überflutet die ganze Arena mit blutigem Glanz.

In diesem Glanz soll der fürchterliche „Sachem", der letzte der „Schwarzen Schlangen" erschien. Aber was ist das? Nicht der Sachem tritt auf, sondern der Direktor der Truppe, Mr. Dean selber. Er verneigt sich vor dem Publikum und bittet um Gehör. Er hat die Ehre, die gnädigen

und hochverehrten Gentlemen, wie auch die schönen und nicht minder verehrten Ladies um Beobachtung der strengsten Ruhe, sowie um Enthaltung von jeglichem Beifall zu bitten, da der Führer außergewöhnlich gereizt und noch wilder, als gewöhnlich sei.

Diese Worte üben einen mächtigen Eindruck aus. Und sonderbar! Dieselben Honorationen, die vor 15 Jahren Chiawatta niedergemacht hatten, empfinden jetzt ein unangenehmes Gefühl. Noch vor kurzem, als die schöne Lina ihre Reiterkünste vorführte, freuten sie sich, daß sie so nahe an der Brüstung saßen, von wo aus man alles gut sehen konnte; jetzt dagegen blickten sie mit einer gewissen Sehnsucht nach den höheren Zirkussphären aus und fanden allen Gesetzen der Physik zuwider, daß er um so schwüler wird, je näher man dem Erdboden sitzt.

Sollte dieser „Sachem“ sich wirklich seiner Väter entsinnen? Ist er doch seit dem zartesten Kindesalter in der Truppe des Mr. Dean aufgewachsen, die hauptsächlich aus Deutschen besteht. Sollte er noch nicht vergessen haben?

Das schien fast unmöglich. Die Umgebung, der Zeitraum von fünfzehn Jahren, die er im Zirkusdienst mit Aufführungen von Kunststücken unter donnerndem Beifall verbrachte, mußten doch einen zähmenden Einfluß auf ihn ausgeübt haben.

Chiawatta, Chiawatta! Sie, die Deutschen waren ja auch nicht mehr in ihrem Lande! Ihr Vaterland lag weit entfernt, und dennoch kehrten ihre Gedanken nicht häufiger zu ihm zurück, als ihre Geschäfte es ihnen erlaubten. Vor allem mußte man doch leben, essen und trinken. Dieser

Wahrheit muß sowohl jeder Philister, wie auch der letzte der „Schwarzen Schlangen" gedenken.

Diese Erwägungen wurden plötzlich von einem wilden Pfeifen in den Ställen unterbrochen. Auf der Arena erschien der mit Ungeduld erwartete „Sachem". Man vernahm das kurze Murmeln der Menge: „Das ist er, das ist er!" Dann trat völlige Stille ein. Nur das am Eingang ununterbrochene brennende bengalische Licht zischte und summte. Alle Blicke wenden sich auf die Gestalt des Führers, der hier auf den Gräbern seiner Väter im Zirkus auftreten soll.

Der Indianer verdient wirklich, angeschaut zu werden. Stolz wie ein König sieht er aus. Ein Mantel aus weißem Hermelin — das Sinnbild des Führers — bedeckt seine hohe, so wilde Gestalt. Er erinnert an einen schlecht abgerichteten Jaguaren. Sein adlerähnliches Gesicht ist wie in Kupfer getrieben, und in dem wilden Antlitz erglänzen ruhige, anscheinend gleichgültige, aber Unheil verkündende, echte Indianeraugen. Er läßt den Blick über die Versammelten schweifen, als wollte er sich ein Opfer aussuchen. Im übrigen ist er von Kopf bis Fuß gerüstet. Auf seinem Kopfputz flattern Federn, im Gürtel trägt er ein Beil und ein Messer zum Skalpieren, und in der Hand hält er anstatt eines Bogens eine lange Stange, die ihm während des Seiltanzes zur Erhaltung des Gleichgewichtes dient.

Plötzlich bleibt er inmitten der Arena stehen und stößt einen Kriegsruf hervor. Herrgott! Das ist ja der Ruf der „Schwarzen Schlangen". Diejenigen, welche Chiawatta vernichtet haben, erinnern sich noch ganz deutlich dieses schreck-

lichen Geheuls! Erstaunlicher ist es jedoch, daß jene, die vor fünfzehn Jahren tausend ebenso heulende Krieger nicht fürchteten, jetzt in der Angst vor einem einzigen fast vergehen.

Nun aber nähert sich der Direktor dem „Sachem“ und spricht zu ihm, als wollte er ihn besänftigen und beruhigen. Das wilde Tier fühlt die Peitsche, das Zureden hilft, denn einen Augenblick später steht der „Sachem“ auf dem Seil. Den Blick auf die Petroleumkrone gerichtet, schreitet er vorwärts. Der Draht biegt sich stark; zuweilen sieht man ihn gar nicht, dann scheint es, als ob der Indianer in der Luft schwebe. Es macht den Eindruck, als ob er emporstiege; noch immer bewegt er sich weiter, bald aber zurückweichend, bald wieder vorschreitend, stets bemüht, das Gleichgewicht zu erhalten.

Seine, mit dem Mantel bedeckten, ausgestreckten Arme sehen wie Riesenflügel aus. Da plötzlich schwankt er . . . Er stürzt! Nein! Ein kurzes, abgerissenes Bravo erhebt sich wie ein Sturm und verstummt wieder. Das Antlitz des Wilden wird immer drohender. In seinem Blick, der unentwegt in die Petroleumlampen starrt, glänzt ein unheilvolles Licht. Im Zirkus wird es unruhig, aber niemand wagt es, sich ernstlich zu rühren.

Inzwischen nähert sich der „Sachem“ dem anderen Seilende, dann bleibt er stehen und unerwartet entringt sich seinem Munde ein brüllender Kriegsruf.

Seltsam! Der Wilde singt deutsch, aber das erklärt sich leicht. Wahrscheinlich hat er die Sprache der „Schwarzen Schlangen“ vergessen . . . Übrigens achtet niemand darauf,

alles lauscht seinem Gebrüll, das immer lauter und mächtiger anschwillt. Es ist halb Gesang, halb ein unbeschreiblich trauriges, wildes, heiseres Rufen voll raubgieriger Töne.

Man hört folgende Worte:

„Nach den großen Regenströmen zogen alljährlich 500 Krieger aus Chiawatta in den Krieg oder zu den großen Frühlingsjagden aus. Mit Skalpen geschmückt, kehrten sie aus dem Kriege zurück; von den Jagden brachten sie Fleisch und Büffelhäute mit, und ihre Frauen begrüßten sie mit Freude und tanzten zu Ehren des großen Geistes.

„Chiawatta sah einstmals glückliche Tage! Die Frauen arbeiteten in ihren Zelten, die Kinder wuchsen zu schönen Jungfrauen und zu tüchtigen Kriegern heran. Auf den Feldern des Ruhmes erlagen wohl die Krieger und zogen in die silbernen Berge, mit den Geistern ihrer Väter zu jagen. Ihre Streitäxte besudelten sich niemals mit dem Blute der Frauen und Kinder, denn die Krieger von Chiawatta waren edle Männer.

„Chiawatta war einstmals mächtig! Da kamen über die fernen Meere die bleichen Gesichter gezogen und warfen Feuer in die Stadt. Die bleichen Krieger besiegten die ‚Schwarzen Schlangen‘ nicht im Kampfe, sondern sie schlichen in nächtlicher Stunde gleich Schakalen in die Stadt und versenkten ihre Messer in die Brust der schlafenden Männer, Frauen und Kinder.

„Und nun ist Chiawatta dahin, denn an ihrer Stelle haben die Weißen ihre steinernen Häuser errichtet! Der ausgerottete Stamm und das vernichtete Chiawatta schreien nach Rache!“

Hier wurde die Stimme des „Sachem" heiser. Als er jetzt auf dem Seile schwankte, erschien er gleichsam wie ein roter, über den Häuptern der Menschenmenge schwebender Erzengel der Rache.

Der Direktor selber schien beunruhigt zu sein. Im Zirkus herrschte Todesstille.

Der „Sachem" aber heulte weiter:

„Von dem ganzen Stamm ist nur ein einziges Kind zurückgeblieben. Klein und zart war es, aber es schwor dem Erdgeist, sich zu rächen, der Weißen Blut zu vergießen und Brand über die Truppen der weißen Männer, Frauen und Kinder zu verbreiten."

Diese letzten Worte gipfelten in einem Wutgeheul. Durch den Zirkus ging ein Rauschen, gleich einem plötzlichen Windsturm. Tausend Fragen ohne Antwort drängten sich in den Köpfen.

„Was wird dieser wütende Wilde wohl beginnen? Womit droht er? Wie wird er die Rache vollziehen? Wird er ganz allein sich rächen? Soll man hierbleiben oder fliehen? Sich verteidigen? In welcher Weise? Was ist das? Was geht hier vor?" riefen die erschrockenen Frauenstimmen durcheinander.

Plötzlich entrang sich ein unmenschliches Heulen der Brust des Häuptlings. Er taumelte heftiger, sprang auf den Holzbock, der unter der Krone stand und hielt eine Stange empor.

Ein fürchterlicher Gedanke durchzuckte wie ein Blitz die Sinne der Versammelten: er würde die Krone zertrümmern und den Zirkus mit Strömen brennenden Petroleums über-

fluten. Durch die Zuschauerreihen schrillte ein einziger Schrei.

Was geschah aber da? Von der Arena rief man: „Sitzen bleiben, sitzen bleiben!“

Der Wilde war nicht mehr zu sehen . . . Er war hinuntergesprungen und im Ausgang verschwunden! Hatte er den Zirkus nicht angezündet? Wo ist er entflohen? In diesem Augenblick erschien er erschöpft, fast ohnmächtig und schrecklich anzusehen wieder auf der Bildfläche. In den Händen trägt er eine Blechschüssel, und indem er sie den Zuschauern hinhielt, flüsterte er in flehender Stimme: „Einen kleinen Beitrag für den letzten der ‚Schwarzen Schlangen!‘“

Ein Stein fällt den Zuschauern von Herzen. Das war also alles im Programm! Also ein Kunststück des Direktors? Eine Sensation!

Halbe und ganze Dollarmünzen sammeln sich in der Schüssel.

Wie sollte man dem letzten der „Schwarzen Schlangen“ in Antilopa, auf den Trümmern Chiawattas, eine Gabe abschlagen! Die Leute haben wirklich ein gutes Herz.

Nach der Vorstellung ging der „Sachem“ in das Lokal „Zur goldenen Sonne“, wo er Bier trank und Knödel aß. Die langjährige zivilisierte Umgebung muß offenbar doch einigen Einfluß auf ihn ausgeübt haben. Er gewann in Antilopa eine große Popularität, besonders bei den Frauen. Es wurden sogar Liebes- und Klatschgeschichten über ihn verbreitet.

Der Leuchtturmwächter.*)

I.

Eines Tages hörte man, daß der Leuchturmwächter in Aspinvall, nicht weit von Panama, spurlos verschwunden sei. Da dies während eines Sturmes passierte, so nahm man an, daß der Unglückliche ganz dicht an den Rand der felsigen Insel, auf der sich der Leuchtturm erhob, herangetreten sein mußte und von einer Welle fortgeschwemmt wurde. Diese Vermutung war um so wahrscheinlicher, als man am nächsten Tage sein Boot, das gewöhnlich in der felsigen Einbuchtung lag, nicht mehr fand. Die Stelle des Leuchturmwächters wurde also frei und mußte so schnell als möglich wieder besetzt werden, weil der Leuchtturm sowohl für den örtlichen Verkehr, wie auch für die von Neuyork nach Panama ziehenden Schiffe von größter Bedeutung war. Der Moskito-Meerbusen ist reich an Sandbänken und Dünen, so daß der Weg selbst am Tage nicht ungefährlich und in der Nacht, besonders bei Nebel, der sich oft über diese von der tropischen Sonne erwärmten Gewässern erhebt, fast unüberschreitbar wurde. Der einzige Führer für die zahlreichen

*) Die Erzählung schildert einen wirklichen Vorfall, von dem J. Horain seinerzeit in einer Korrespondenz aus Amerika berichtet hat.

Schiffe pflegte dann das vom Leuchtturm ausgehende Licht zu sein. Die Sorge, einen neuen Leuchtturmwächter zu finden, fiel dem Konsul der Vereinigten Staaten, der in Panama ständig wohnte, zu. Diese Sorge war nicht gering, erstens weil der Nachfolger innerhalb 12 Stunden gefunden werden und zweitens, weil dieser Nachfolger ein außerordentlich gewissenhafter Mensch sein mußte. Man konnte also nicht den ersten besten, der sich meldete, annehmen, endlich fehlte es überhaupt an Kandidaten für die Stelle.

Das Leben auf dem Turm war ein sehr hartes und lockte die an Müßigkeit gewöhnten und an der freien Wanderschaft hängenden Einwohner des Südens durchaus nicht. Der Leuchtturmwächter war beinahe ein Gefangener. Mit Ausnahme von Sonntag konnte er seine Felseninsel überhaupt nicht verlassen. Das Boot brachte ihm aus Aspinvall einmal wöchentlich einen Vorrat von Lebensmitteln und frisches Wasser, worauf sich der Bootsmann sofort wieder entfernte, und auf der ganzen Insel, die einen Morgen Land umfaßte, wohnte niemand.

Der Leuchtturmwächter lebte in dem Turm und hielt denselben in Ordnung; am Tage gab er verschiedene Zeichen, indem er je nach dem Barometerstand bunte Flaggen hinaushängte und abends zündete er das Licht an. Die Arbeit wäre nicht so groß, doch mußte man, um von unten bis zum Feuerherd auf dem Turmgipfel zu gelangen, mehr als 400 gewundene, sehr hohe Stufen steigen, und der Leuchtturmwächter mußte diesen Aufstieg manchmal auch mehreremal am Tage unternehmen. Im allgemeinen führte er ein Kloster-

leben oder vielmehr ein Einsiedlerleben, was vielleicht noch schlimmer war.

Kein Wunder also, daß Herr Isaak Folcombridge nicht in geringer Sorge war, wo er einen ständigen Nachfolger des verstorbenen Leuchtturmwächters finden würde, und man kann sich leicht seine Freude vorstellen, als ein solcher sich noch an demselben Tage meldete. Es war ein alter, etwa 70jähriger Mann, aber noch rüstig, stramm, mit militärischer Haltung und militärischen Bewegungen. Sein Haar war ganz weiß, die Gesichtshaut verbrannt, wie bei den Kreolen, aber nach seinen blauen Augen zu schließen, gehörte er nicht den Südländern an. Sein Gesicht war traurig und niedergeschlagen, aber ehrlich. Er gefiel Folcombridge auf den ersten Blick; es blieb also nur übrig, ihn zu prüfen, und es entspann sich infolgedessen folgende Unterhaltung:

„Woher seid Ihr?“

„Ich bin ein Pole.“

„Was habt Ihr bisher getan?“

„Ich bin umhergewandert.“

„Ein Leuchtturmwächter muß es lieben, an einem Ort zu bleiben.“

„Ich bedarf der Ruhe.“

„Habt Ihr jemals gedient? Besitzt Ihr Zeugnisse aus einem ehrlichen Staatsdienst?“

Der alte Mann zog aus seinem Busenhemd einen verblichenen Fetzen heraus, der an einen alten Fahnenstoff erinnerte, rollte ihn auf und sagte:

„Hier sind meine Zeugnisse. Dieses Kreuz erhielt ich im Jahre 30, dieses zweite stammt aus Spanien von Don Car-

los, das dritte ist von der französischen Legion, das vierte erhielt ich in Ungarn, dann kämpfte ich in den Vereinigten Staaten gegen die Bevölkerung des Südens, aber dort werden keine Kreuze verteilt, — dafür steht es auf diesem Papier."

Folcombridge nahm das Papier und begann zu lesen.

„Hm! Skavinski? Das ist Euer Name? . . . Hm! . . . Zwei Fahnen eigenhändig bei einer Attacke auf Bajonetts erobert . . . Ihr wart ein tapferer Soldat! . . ."

„Ich werde auch verstehen, ein gewissenhafter Leuchtturmwächter zu sein."

„Man muß jeden Tag mehreremal auf den Turm steigen. Habt Ihr gesunde Füße?"

„Ich habe die endlosen Steppen zwischen Neuyork und Kalifornien zu Fuß durchwandert."

„All right! Seid Ihr mit dem Seedienst vertraut?"

„Ich habe drei Jahre bei den Walfischjägern gedient."

„Ihr habt verschiedene Berufe versucht?"

„Nur die Ruhe habe ich nicht gekannt."

„Warum nicht?"

Der alte Mann zuckte die Achseln.

„Sie war mir wohl nicht beschieden."

„Ich fürchte, Ihr seid für einen Leuchtturmwächter zu alt."

„Sir!" rief der Kandidat plötzlich mit bewegter Stimme. „Ich bin müde und abgehärmt. Ich habe vieles im Leben durchgemacht. Das ist eine Stelle, die zu erhalten mein sehnsüchtigster Wunsch war. Ich bin alt und bedarf der Ruhe! Ich muß mir sagen können: Hier wirst du bleiben, hier ist

dein Hafen. Ach Herr! von Euch allein hängt's ab. Ein zweites Mal könnte sich eine solche Stelle kaum bieten! Welches Glück, daß ich gerade in Panama war. Ich flehe Euch an . . . So wahr mit Gott helfe, ich bin wie ein Schiff, das untergehen muß, wenn es den Hafen nicht erreicht . . Wenn Ihr einen alten Mann glücklich mache wollt . . . ich schwöre, daß ich die Wahrheit spreche, ich bin eben des Wanderns müde . . ."

Die blauen Augen des Greises drückten eine so flehentliche Bitte aus, daß Folcombridge, der ein gutes, schlichtes Herz hatte, tief bewegt war.

„Schön," sagte er, „ich nehme Euch an. Ihr seid von nun an Leuchtturmwächter.".

Das Gesicht des Alten erstrahlte in unaussprechlicher Freude.

„Ich danke."

„Könnt Ihr noch heute zum Turm fahren?"

„Jawohl."

„Also good bye! . . . Noch ein Wort: für das geringste Versehen im Dienst werdet Ihr entlassen."

„All right!"

Noch an demselben Abend, als der Sonnenball sich jenseits der Landenge herabließ und als dem strahlenden Tage eine helle Nacht folgte, war der neue Leuchtturmwächter offenbar schon auf seinem Posten, denn der Leuchtturm warf wie gewöhnlich seine hellen Bündel grellen Lichtes auf das Wasser. Die Nacht war ganz still und friedlich, eine echt tropische Nacht, von hellem Nebel erfüllt, der um den Mond einen großen, in den Farben des Regenbogens schim-

mernden Kreis mit weichen, sich auflösenden Rändern bildete. Nur das Meer war unruhig, da die Flut nahte. Skavinski stand auf dem Balkon, ganz dicht am Riesenherd, der von unten wie ein kleiner, schwarzer Punkt aussah. Er versuchte, seine Gedanken zu sammeln und seine neue Lage zu erfassen, aber seine Gedanken waren zu sehr unter einem Druck, als daß sie sich systematisch hätten fortspinnen können. Er empfand ähnliches, wie ein gehetztes Tier, das sich endlich vor der Verfolgung auf einem unzugänglichen Felsen oder in einer Höhle geborgen sah. Endlich war auch für ihn die Zeit der Ruhe gekommen. Das Bewußtsein der Sicherheit erfüllte seine Seele mit einer unaussprechlichen Wonne. Hier auf diesem Felsen konnte er seines bisherigen, ruhelosen Lebens, seines früheren Unglücks und Mißerfolges einfach spotten. Er war wirklich wie ein Schiff, dem der Sturm die Masten brach, die Taue und Segel fortriß, das er von den Wolken bis auf den Boden des Meeres schleuderte, das er mit seinen Wellen peitschte und mit seinem Gischt bedeckte, — und das jetzt dennoch den Hafen erreicht hatte. Die Bilder dieses Sturmes zogen nun rasch vor seinem geistigen Auge vorbei, im Gegensatz zu der stillen Zukunft, die sich vor ihm eröffnete.

Einen Teil seiner wunderlichen Erlebnisse hatte er Folcombridge selber erzählt, ohne jedoch tausend anderer Abenteuer zu erwähnen. Er hatte das Unglück, sobald er irgendwo ein Zelt aufgeschlagen und seine Feuerstelle gegraben hatte, um sich fest anzusiedeln, ein Sturmwind die Pfosten seines Zeltes herausriß, das Feuer verwehte und ihn selber hinaustrieb und der Gefahr preisgab.

Während er jetzt von dem Balkon des Turmes hinabschaute, gedachte er alles dessen, was er erlebt hatte. In allen vier Weltteilen hatte er gekämpft, auf seiner Wanderschaft hatte er fast alle Berufe versucht, durch Fleiß und Ehrlichkeit sparte er manchmal eine kleine Summe zusammen, doch verlor er sie stets, trotz der größten Vorsicht durch unvorhergesehene Zufälle. Er arbeitete in den Goldgruben von Australien, in den Diamantengruben von Afrika, er war Jäger in Ostindien. Als er sich seiner Zeit in Kalifornien eine Farm anlegte, ging sie an der Dürre zugrunde; er versuchte den Handel mit den wilden Völkern, welche das Innere Brasiliens bewohnten, und sein Floß litt auf dem Amazonenstrom Schiffbruch, während er selber unbewaffnet und fast unbekleidet wochenlang in den Wäldern umherirrte, sich nur von Früchten nährte, der Gefahr ausgesetzt, jeden Augenblick in dem Rachen wilder Tiere den Tod zu finden. Er machte eine Schmiedewerkstätte in Helena in Arkansas auf, die bei der großen Feuersbrunst, welche die ganze Stadt einäscherte, zugrunde ging. Später geriet er in den Rocky Mountains in die Hände der Indianer und wurde nur durch ein Wunder von kanadischen Jägern befreit. Er diente als Matrose auf dem Schiff, das zwischen Bahia und Bordeaux verkehrte, sodann diente er als Harpunier auf dem Walfischfänger: beide Schiffe zerschellten. Später hatte er eine Zigarrenfabrik in Havanna und wurde von seinem Kompagnon bestohlen, als er an der Seekrankheit darniederlag. Endlich war er nach Aspinvall gekommen, und hier sollte seinen Mißerfolgen ein Ende beschieden sein. Denn was konnte ihn auf dieser Felseninsel erreichen? Weder das

Wasser, noch das Feuer, noch die Menschen. Übrigens hatte Skavinski von den Menschen nicht viel Böses erfahren, er war häufiger guten, als bösen Leuten begegnet.

Dagegen schien es, als ob ihn alle fünf Elemente verfolgten. Diejenigen, die ihn kannten, sagten, er habe kein Glück und erklärten damit alles. Schließlich wurde das auch zu seiner fixen Idee. Er glaubte, daß eine mächtige und rachsüchtige Hand ihn über Land und Meer verfolgte. Aber er sprach nicht gern davon; nur bisweilen, wenn man ihn fragte, wessen Hand das sein könnte, zeigte er geheimnisvoll auf den Polarstern und meinte, es käme von dort . . . Seine Mißerfolge waren tatsächlich so standhaft, daß es auffallen mußte und jemandem, besonders aber dem, den sie trafen, leicht eine fixe Idee eingeben konnten. Im übrigen hatte er die Geduld eines Indianers und eine große, stille Widerstandskraft, die nur aus einem ehrlichen Herzen kommen konnte. In Ungarn hatte er seinerzeit einige Bajonettenstöße bekommen, weil er den Strohhalm, den man ihm als einziges Rettungsmittel zeigte, nicht ergreifen mochte und nicht um Verzeihung bitten wollte. Ebenso ergab er sich auch im Unglück nicht. Er kroch den Berg so mühsam hinan, wie eine Ameise. Hundertmal hinabgestoßen, begann er seine Reise zum hundertsten Mal. Er war in seiner Art ein ganz eigentümlicher Sonderling. Dieser, von Gott weiß welchem Feuer gehärtete Soldat, von der Not gestählt, hatte das Herz eines Kindes. Während der Epidemie auf Kuba erkrankte er, weil er seinen ganzen, ziemlich großen Vorrat an Chinin den Kranken gegeben hatte, ohne ein Gramm für sich selber zurückzubehalten.

Eigentümlich war es auch, daß er nach so vielen Enttäuschungen stets vertrauensselig war und die Hoffnung nicht verlor, daß sich noch alles zum Guten wenden würde. Zur Winterszeit lebte er stets auf und prophezeite große Ereignisse. Er wartete geduldig auf dieselben und lebte jahrelang mit dem Gedanken an diese . . .

Aber die Jahre verflossen, eins nach dem anderen, und Skavinski hatten sie nichts gebracht, nur sein Haupthaar gebleicht. Schließlich wurde er alt und begann seine Energie zu verlieren, seine Geduld war jetzt der Ergebung immer ähnlicher. Die frühere Ruhe verwandelte sich in die Neigung zur Rührseligkeit, und der abgehärtete Soldat wurde ein Waschlappen, der bei jedem Anlaß Tränen vergoß. Außerdem zehrte an ihm von Zeit zu Zeit das furchtbarste Heimweh, das bei dem leisesten Anlaß hervorgerufen wurde, sei es durch den Anblick von Schwalben oder grauen Vögeln, die Sperlingen ähnlich sahen, sei es durch den Schnee auf den Bergen oder durch ein Lied, das an eine längst verklungene Weise erinnerte . . . Endlich wurde er nur von dem einzigen Gedanken beherrscht, dem Gedanken an Ruhe. Er bemächtigte sich des Alten ganz und gar und nahm alle anderen Wünsche und Hoffnungen in sich auf. Der müde Wanderer vermochte sich nichts sehnlicher zu wünschen, nichts erschien ihm erwünschter, als ein ruhiger Winkel, wo er ausrasten und still sein Ende erwarten könnte. Vielleicht, weil eine sonderbare Laune des Schicksals ihn in allen Weltteilen und auf allen Meeren umhergeworfen hatte, so daß er ermüdet nach Atem rang, stellte er sich vor, daß das größte menschliche Glück darin bestand, — nicht umherzuwandern.

Gewiß hatte er ein Anrecht auf ein solches bescheidenes Glück, doch war er so sehr an Enttäuschungen gewöhnt, daß er von seinem Herzenswunsch wie von etwas Unerreichbarem träumte; zu hoffen wagte er nicht mehr.

Indessen hatte er ganz unerwartet im Laufe von zwölf Stunden eine Stelle erhalten, die für ihn wie geschaffen zu sein schien. Kein Wunder daher, daß er am Abend, als er seinen Leuchtturm ansteckte, gleichsam berauscht war, sich selber fragte, ob es wirklich wahr wäre und seine Frage nicht zu bejahen wagte. Aber die Wirklichkeit sprach zu ihm mit unumstößlichen Beweisen; die Stunden verflossen eine nach der anderen. Von seinem Balkon blickte er umher, ergötzte sich an der Aussicht, und sah der Wirklichkeit in die Augen. Man hätte glauben können, er sähe zum ersten Male im Leben das Meer; die Vergrößerungslinse des Leuchtturmes warf einen scharfen, riesigen Lichtkreis in die Finsternis, hinter dem sich das Auge des Greisen in tiefschwarzer, gegeheimnisvoller und schauerlicher Ferne verlor. Aber jene Ferne schien dem Licht entgegenzueilen. Die meterlangen Wellen wälzten sich aus der Finsternis hervor und schlugen heulend an den Rand der Insel; man sah ihre schäumenden Kämme, die im Licht des Leuchtturmes in rosigem Schimmer erglänzten. Die Flut nahm zu und bedeckte die Sandbänke; die geheimnisvolle Sprache des Ozeans schallte immer mächtiger und lauter und glich bald dem Kanonendonner, bald dem Rauschen riesiger Wälder, bald dem unruhigen, verworrenen Geräusch menschlicher Stimmen. Zuweilen wurde es still, dann drangen an die Ohren des Greises einige tiefe Seufzer oder ein lautes Schluchzen, denen wiederum stür-

mische Ausbrüche folgten. Endlich wehte der Wind den Nebel fort, aber er trieb schwarze, zerfetzte Wolken heran, die den Mond verdeckten. Von Westen begann es immer stärker zu wehen. Die Wellen sprangen mit Wut an die Bucht des Leuchtturmes und beleckten das Untergemäuer mit schäumendem Gischt. Ein Gewitter zog aus der Ferne herbei. In dem dunklen, stürmisch erregten Raum leuchteten grüne, an den Schiffsmasten befestigte Laternen auf. Jene grünen Punkte stiegen bald empor, bald stürzten sie hinab, bald taumelten sie nach rechts und nach links. Skavinski ging in seine Stube. Der Sturm begann zu heulen. Draußen kämpften die Menschen auf den Schiffen mit der Nacht, mit der Finsternis und mit den Wellen; hier in seiner Stube war es still und ruhig. Selbst der Widerhall des Gewitters drang schwach durch die Mauern, und nur das rhythmische „tiktak" der Uhr wiegte den erschöpften Greis gleichsam in den Schlaf.

II.

Stunden, Tage und Wochen flossen dahin . . . Die Matrosen behaupten, daß manchmal, wenn das Meer sehr stürmisch ist, ihre Namen in finsterer Nacht gerufen werden. Wenn die unbegrenzte Meeresweite so rufen kann, so ruft den Menschen, wenn er alt wird, vielleicht eine andere Unendlichkeit, die noch finsterer und geheimnisvoller ist, und je müder er vom Leben ist, um so angenehmer sind ihm diese Rufe. Um sie jedoch zu vernehmen, muß es ganz still sein. Außerdem liebt das Alter die Einsamkeit, gleichsam in der Vorahnung des Grabes. Der Leuchtturm war für Skawinski ein solches halbes Grab. Es gab nichts Eintönigeres, als dieses Leben auf dem Leuchtturm. Wenn junge Leute sich dazu hergaben, so verließen sie nach einiger Zeit den Dienst. Der Leuchtturmwächter pflegte auch gewöhnlich ein älterer, düsterer und verschlossener Mensch zu sein. Wenn er ausnahmsweise seinen Leuchtturm verließ und unter Leute kam, so ging er umher, als wäre er aus tiefem Schlaf erwacht. Auf dem Leuchtturm fehlt es an jeglichen kleinen Eindrücken, die im gewöhnlichen Leben den Menschen lehren, alles auf sich zu beziehen. Die Dinge, mit denen der Leuchtturmwächter in Berührung kommt, sind von majestätischer Größe und entbehren einer fest abgeschlossenen Gestalt. Der Himmel ist das eine Gebiet, das Wasser das zweite, und in-

mitten dieser unbegrenzten Ausdehnung lebt die einsame menschliche Seele! Es ist ein Leben, in welchem jeder Gedanke zur Grübelei wird; aus diesem Grübeln wird der Leuchtturmwächter durch nichts, selbst nicht durch seine Beschäftigung erweckt. Ein Tag gleicht dem anderen, wie zwei Perlen in einem Rosenkranz; die Veränderung der Witterung bildet die einzige Abwechselung. Skavinski fühlte sich jedoch so glücklich, wie niemals im Leben zuvor. Er stand mit Tagesanbruch auf, nahm etwas zu sich, reinigte die Linsengläser des Leuchtturmes, dann setzte er sich auf den Balkon und schaute hinaus in die Meeresferne, und seine Augen konnten sich nicht satt sehen an den Bildern, die sich vor ihm eröffneten. Gewöhnlich sah man auf dem türkisblauen, unermeßlichen Hintergrund ganze Reihen gehißter Segel, die in den Sonnenstrahlen so hell erglänzten, daß die Augen von dem grellen Licht geblendet wurden; manchmal zogen die Schiffe, wenn die Passat-Winde wehten, in langgedehnter Reihe daher und glichen einer Kette von Möwen oder Albatrossen. Rote Tonnen, die den Weg wiesen, schaukelten sich mit leichter, sanfter Bewegung auf den Wellen; zwischen den Segeln erhob sich um die Mitternachtsstunde stets ein riesiger, grauer Federbusch von Rauch. Es war das Dampfschiff von Neuyork, das Reisende und Waren nach Aspinvall brachte und einen langen, schäumenden und brausenden Streifen hinter sich herzog.

Von der anderen Seite des Balkons sah Skavinski zum Greifen nahe Aspinvall mit seinem belebten Hafen und darin einen Wall von Masten, Schiffen und Booten, weiterhin weiße Häuser und die Türmchen der Stadt. Vom

Gipfel des Leuchtturmes nahmen sich die Häuschen wie Möwennester, die Schiffe wie Käfer aus, und die Menschen bewegten sich wie kleine Punkte auf dem weißen Steinpflaster. Am Morgen wehte der leichte Ostwind den verwirrten Lärm des menschlichen Lebens näher, übertönt von dem Pfeifen der Dampfer; um die Mitternachtsstunde aber wurde es still.

Der Verkehr im Hafen hörte auf, die Möwen verbargen sich in den Felsenbuchten, die Wogen wurden schwächer und träge, und dann trat auf dem Lande, auf dem Meere, auf dem Leuchtturm die Stunde ungetrübter Stille ein.

Der hellgelbe Sand, den die Wellen zurückgelassen hatten, glänzte wie goldene Flecke auf der Wasserfläche; der Pfosten des Leuchtturmes hob sich scharf vom Himmelszelt ab. Die Fluten der Sonnenstrahlen ergossen sich vom Himmel auf das Wasser, auf den Sand und auf die Felsenklüfte. Da erfaßte auch den Greis eine Art wonniger Schwindel.

Er fühlte, daß diese Ruhe, die er genoß, ihm außerordentlich wohltat, und als er inne wurde, daß sie von Dauer sein sollte, fehlte ihm nichts zum vollkommenen Glück. Skavinski berauschte sich an seinem eigenen Glück; da aber der Mensch sich leicht an ein besseres Schicksal gewöhnt, so gewann er allmählich Glauben und Vertrauen, denn er dachte daß, wenn Menschen Häuser für Invaliden errichteten, warum sollte sich da Gott nicht auch seiner Invaliden annehmen? Die Zeit verann und befestigte ihn in dieser Überzeugung.

Der Alte wurde mit dem Turm, mit der Laterne, mit der Felsenkluft, mit den Sandbänken und mit der Einsamkeit vertraut. Er wurde schließlich auch mit den Möwen

näher bekannt, die sich in den Felsenbuchten einnisteten und des Abends ihre Versammlungen auf dem Leuchtturmdach abhielten. Skavinski warf ihnen gewöhnlich seine Speisereste zu; bald wurden sie so zahm, daß sie ihn wie ein Sturm von weißen Flügeln umgaben und der Alte zwischen den Vögeln umherging, wie ein Hirt zwischen seinen Schafen.

Während der Ebbe wanderte er auf die flachen Sandbänke hinaus, wo er schmackhafte Schnecken und schöne Perlenmuscheln sammelte, die die abfließenden Wellen auf dem Sande absetzten. In der Nacht, die vom Mondschein und dem Leuchtturmlicht erhellt wurde, ging er auf Fische aus, von denen es in den Felsenbuchten wimmelte.

Schließlich gewann er diesen Felsen und die baumlose Insel, wo nur kleine, fette, klebrigen Harz absondernde Pflanzen wuchsen, von ganzem Herzen lieb. Für die Armseligkeit der kleinen Insel entschädigte er sich an den schönen Fernsichten. Um die Mittagsstunde, wenn die Atmosphäre ganz durchsichtig wurde, sah man die ganze Landenge bis zum Stillen Ozean mit üppigster Vegetation bedeckt. Skavinski schien es, als sehe er einen riesigen Garten, und dicht hinter den Häusern von Aspinvall fügten sich Gruppen von Kokosbäumen zu prachtvollen, spitz geformten Sträußen.

Weiterhin, zwischen Aspinvall und Panama sah man den Riesenwald, über den sich jeden Morgen und jeden Abend eine rötliche Schicht von Niederschlägen erhob — ein wahrhaft tropischer Wald, unten von stehendem Wasser umspült, von Lianen umschlungen, gleichsam wie eine einzige Welle von Riesenorchideen, Palmen, Milch- und Gummibäumen rauschend.

Durch sein Fernrohr konnte der Alte nicht nur die Bäume und das üppige Bananenlaub, sondern auch die sich darin aufhaltenden Affen und die Papageien wahrnehmen, die sich manchmal gleich einer Regenbogenwolke über den Wald emporschwangen. Skavinski kannte solche Wälder aus der Nähe; denn nachdem er auf dem Amazonenfluß Schiffbruch gelitten, war er wochenlang inmitten des undurchdringlichen Dickichts umhergeirrt. Er hatte gesehen, wieviel Todesgefahr sich unter ihrer lachenden, reizvollen Oberfläche barg. In den Nächten, die er in den tiefen Wäldern verbrachte, hatte er aus der Nähe die Grabesstimme der Brüllaffen und das Geheul der Jaguare gehört und die Riesenschlangen gesehen, die sich gleich Lianen auf den Bäumen wiegten; er kannte jene schlaftrunkenen, mit Zitterrochen gefüllte und von Krokodilen wimelnde Waldseen. Er wußte, unter welchem Joch der Mensch in diesem unerforschten, tiefen Wäldern lebte, dessen einzelne Stämme ihn zehnfach überragen, wo es von blutgierigen Moskitos, von Holzwürmern und giftigen Riesenspinnen wimmelte.

Alles hatte er am eigenen Leibe erfahren und erlitten; deshalb verschaffte es ihm einen um so höheren Genuß, aus der Höhe auf dieses verschlungene, dunkle Gebiet herabzusehen, seine Schönheit zu bewundern und gegen seine Gefahren geschützt zu sein. Sein Turm wehrte von ihm alles Böse ab. Er verließ ihn auch nur manchmal am Sonntag Morgen. Dann pflegte er seinen dunkelblauen Dienstkittel mit den großen silbernen Knöpfen anzulegen, vor die Brust seine Kreuze anzuhängen, und sein milchweißes Haupt erhob sich mit einem gewissen Stolz, wenn er aus der Kirche trat

und hörte, wie die Kreolen einander zuflüsterten: „Wir haben einen ordentlichen Leuchtturmwächter.“

„Kein Ketzer, obgleich er ein Yankee ist!“

Sogleich nach der Messe pflegte er jedoch nach seiner Insel zurückzukehren und er fühlte stets von neuem sein Glück; denn er traute dem festen Land noch immer nicht. Am Sonntag las er auch die Spanische Zeitung, die er in der Stadt kaufte oder den „Harald“ von Neuyork, den er sich von Folcombridge lieh und suchte gierig nach Nachrichten aus Europa. Armes, altes Herz! Auf dem Leuchtturm, auf der anderen Halbkugel schlug es noch immer für seine Heimat . . . Manchmal, wenn das Boot, das ihm täglich Lebensmittel und Wasser brachte, an der Insel landete, stieg er von seinem Turm herunter, um mit dem Wächter Johns ein wenig zu plaudern. Mit der Zeit wurde er aber ganz menschenscheu; er ging nicht mehr in die Stadt, las keine Zeitungen, unterließ auch seine politischen Unterredungen mit Johns. Ganze Wochen vergingen, ohne daß ihn jemand sah oder daß er gesehen wurde. Als der einzige Beweis dafür, daß der Alte lebte, diente das Verschwinden der Nahrung, die der Bootsmann am Ufer ließ und das Licht, das jeden Abend mit derselben Regelmäßigkeit angezündet wurde, mit der die Sonne in jenen Gegenden am Morgen aus dem Wasser emportauchte.

Der Alte war offenbar gegen die Welt gleichgültig geworden und zwar nicht aus Heimweh, sondern vielmehr weil auch dieses Gefühl geschwunden und in Resignation übergegangen war. Die ganze Welt begann und endete für den Alten nunmehr auf seiner kleinen Insel. Er hatte sich

bereits an den Gedanken gewöhnt, daß er seinen Turm bis zum Tode nicht verlassen würde und vergaß überhaupt, daß es draußen noch etwas anderes gab. Außerdem wurde er Mystiker. Seine sanften blauen Augen waren wie die Augen eines Kindes, stets umherschweifend, in die Ferne blickend. Bei der fortwährenden Einsamkeit und angesichts der schlichten, aber großen Natur, begann der Alte, das Bewußtsein seiner Ausnahmestellung als Mensch zu verlieren, er hörte auf, als Person zu existieren und verschmolz immer mehr mit dem, was ihn umgab. Er dachte nicht darüber nach, er fühlte es nur unbewußt, und schließlich schien es ihm, als ob Himmel und Wasser, Flut und Ebbe, sein Felsen, der Turm, die goldenen Sandbänke und die gehißten Segel, die Möwen, eine große, weite Einheit und eine riesige, geheimnisvolle Seele wären, und als ob er selber in dieses Geheimnis versank und jene Seele fühlte, die noch lebte und oft tobte und sich wieder besänftigte. Er war untergetaucht, eingewiegt, in Gedanken versunken — und in dieser Begrenzung seines eigenen, anders gestalteten Daseins, in diesem Halbwachen und Halbschlummer fand er einen so großen Frieden, der beinahe dem Tode glich.

III.

Aber es folgte das Erwachen.

Eines Tages, als das Boot ihm wie gewöhnlich Wasser und Speisevorräte brachte, bemerkte Skavinski, der nach einer Stunde vom Turme hinuntergestiegen war, außer der gewöhnlichen Ladung auf dem Boote noch ein Päckchen. Dasselbe war in dickes Segeltuch eingepackt, auf dem deutlich die Adresse und der Name von Skavinski geschrieben stand und das mit Marken aus den Vereinigten Staaten versehen war. Der Alte schnitt neugierig die Leinwand durch; das Päckchen enthielt Bücher. Er nahm eins in die Hand, sah es an und legte es wieder hin, wobei seine Hände stark zu zittern begannen. Als traute er seinen Augen nicht, bedeckte er diese mit der Hand, denn es schien ihm, daß er träumte — es war ein polnisches Buch. Was sollte das bedeuten? Wer konnte ihm ein Buch schicken? Im ersten Augenblick hatte er wohl ganz vergessen, daß er gleich am Anfang seiner neuen Leuchtturmlaufbahn eines Tages in dem vom Konsul geliehenen Harald von dem Polnischen Verein gelesen hatte, der in Neuyork gegründet worden war, und daß er dem Verein sofort die Hälfte seines Monatsgehaltes schickte, mit dem er auf dem Turm ohnehin nichts anzufangen wußte. Der Verein sandte ihm jetzt aus Dankbarkeit Bücher. Sie kamen also auf ganz natürlichem Wege,

aber im ersten Augenblick war der Alte nicht imstande, sich das zusammenzureimen.

Polnische Bücher in Aspinvall, auf seinem einsamen Turm! — Das war für ihn etwas Außergewöhnliches, ein Hauch aus längst vergangenen Zeiten, ein Wunder! Es schien ihm jetzt, wie jenen Seglern inmitten der Nacht, als riefe ihn eine liebende, beinahe vergessene Stimme bei Namen. Er blieb einen Augenblick mit geschlossenen Augen sitzen und glaubte sicher, daß der Traum verschwinden würde, wenn er die Augen öffnete. Aber nein, das aufgeschnittene Päckchen lag deutlich vor ihm, von dem Glanz der südlichen Sonne beleuchtet, und obenauf befand sich ein bereits geöffnetes Buch. Als der Alte von neuem seine Hand nach dem Buche ausstreckte, hörte er in der Stille das Pochen seines eigenen Herzens. Er sah in das Buch, es waren Verse. Auf dem Deckel stand mit großen Buchstaben der Titel und darunter der Name des Verfassers.

Dieser Name war Skavinski nicht fremd! Er wußte, daß er einem großen Dichter angehörte, dessen Werke er sogar in den dreißiger Jahren in Paris gelesen hatte. Als er später in Algier und Spanien kämpfte, erzählten ihm seine Landsleute von dem immer mehr zunehmenden Ruf des großen Dichters, doch war er damals so an die Flinte gewöhnt, daß er überhaupt kein Buch in die Hand nahm. Im Jahre 49 reiste er nach Amerika. In dem abenteuerlichen Leben, das er führte, begegnete er nur sehr selten polnischen Landsleuten und sah niemals ein polnisches Buch. Mit um so größerer Gier und stürmischer pochendem Herzen schlug er den Titelbogen um. Es schien ihm, als ginge auf seinem

einsamen Felsen etwas Feierliches vor. Es war um die Stunde des großen Schweigens und Friedens. Die Uhren von Aspinvall hatten die fünfte Stunde geschlagen, der helle Himmel wurde durch keine Wolke verdunkelt, nur einige Möven schwangen sich nach dem Himmelszelt. Der Ozean lag eingewiegt da, nur leise murmelten die Uferwellen, die sanft auf dem Sand zerflossen. In der Ferne lächelten die weißen Häuser von Aspinvall und die wunderbaren Palmengruppen. Es war wirklich feierlich und dabei still und ernst. Plötzlich erklang inmitten dieser stillen, schweigenden Natur die bebende Stimme des Alten, der laut aus dem Buche las, um sich selber besser zu verstehen:

Du bist, wie die Gesundheit, Littauen, mein Vaterland:
Nur wer dich hat verloren, dem ist dein Wert bekannt!
Heut seh ich deine Schönheit in ihrer ganzen Zier —
Besing ich sie! — denn Sehnen erfüllt mein Herz nach dir!*)

Skavinski verging die Stimme. Die Buchstaben begannen in dem Buche umherzuspringen; in seiner Brust löste sich etwas und stieg gleich einer Welle vom Herzen auf, immer höher und höher, es dämpfte seine Stimme und preßte ihm die Kehle zusammen . . . Noch einen Augenblick, dann überwand er sich und las weiter:

Die auf Crenstochan's Höhen du ragst so licht empor
Schutz bringst, o heil'ge Jungfrau, dein Glanz in Ostrator
Der Veste Nowogrodek mit seiner treuen Schar!
Wie du genesen ließest, als Kind, mich wunderbar:

---

*) S. „Herr Thaddäus“ von Dr. Weiß.

(Als weinend mich die Mutter in deinen Schutz befahl,
Erhob die starren Lider ich nur ein einzig Mal
Zu deines Tempels Schwellen — ins Leben schritt zurück
Ich schon auf eignen Füßen, Gott dankend für mein Glück)
So führst du durch ein Wunder uns einst zum Vaterland!

Da war es urplötzlich mit seiner Fassung vorbei; wildes Schluchzen entrang sich seiner Brust, der Alte warf sich auf den Boden, sein milchweißes Haar lag auf dem hellen Ufersand.

Vierzig Jahre waren vergangen, seitdem er seine Heimat zuletzt gesehen, und Gott mag wissen, wieviele, seitdem er seine Muttersprache nicht mehr gehört hatte; nun kam sie selber zu ihm, über den weiten Ozean nahm sie den Weg und fand den Einsamen auf der anderen Halbkugel, die liebste, teuerste, zaubervolle Muttersprache! In dem Schluchzen, das ihn schüttelte, war kein Schmerz, sondern plötzlich erwachte, unendliche Liebe, angesichts der alles andere nichtig erschien . . . Er bat mit diesem lauten Weinen die Fernweilenden, Liebevollen, ihm zu verzeihen, daß er sich auf diesem einsamen Felsen zu heimisch fühlte, daß er so alt geworden war und in seinen Gedanken so aufging, daß in ihm sogar das Heimweh erstorben war.

Jetzt aber kehrte er wie durch ein Wunder dem Leben zurück, und sein Herz pochte stürmischer. Es verrannen Minuten, und er lag noch immer da. Die Möwen flogen krächzend zum Leuchtturm, gleichsam um ihren alten Freund besorgt. Es nahte die Stunde, da er sie mit seinen Speiseresten fütterte; einige von ihnen flogen mahnend von der Höhe des Leuchtturmes hinunter. Immer zahlreicher kamen

sie herbei und begannen leise an ihm zu picken und geräuschvoll ihre Flügel über seinem Kopf aufzuschlagen.

Das Flügelrauschen weckte ihn endlich. Nachdem er sich ausgeweint hatte, fühlte er sich seltsam ruhig und zufrieden, und seine Augen blickten, als wäre er von einer Inspiration erfüllt. Ohne es zu wissen, schob er alle seine Speisen den Vögeln hin, die lärmend über dieselben herfielen, während er selbst wieder das Buch ergriff.

Die Sonne war schon über die Gärten und über den jungfräulichen Wald von Panama gezogen und rollte langsam über die Landenge nach dem anderen Ozean hinab. Aber auch der Atlantische Ozean war noch voller Glanz, draußen in der Luft war es noch ganz hell, und der Alte las weiter:

Jetzt trage meine Seele, von Sehnsucht übermannt,
Nach jenen Waldeshöhen, nach jener Wiesenau.

Die Dämmerung verwischte die Buchstaben auf dem weißen Blatt, — eine kurze, nur einen Augenblick währende Dämmerung. Der Alte lehnte seinen Kopf an den Felsen und schloß leicht die Augen. Da bemächtigte sich die Mutter Gottes seiner Seele und trug sie zu jenen mit göttlichem Licht erfüllten Gefilden hinüber.

Am Himmel glühten die langen, roten und goldenen Streifen, und er schwebte in dieser Helligkeit der lieben Heimat entgegen. In seinen Ohren rauschten die Fichtenwälder und plätscherten die heimatlichen Flüsse. Er sah alles, wie es früher gewesen. Alles fragte ihn: „Erinnerst du dich noch?“ Ja, er erinnerte sich! Im übrigen sah er die weithin ausgebreiteten Felder und Pfade, die Wiesen, Wälder und Dörfer. Die Nacht war bereits hereingebrochen. Um diese

Zeit erhellte sein Leuchtturm gewöhnlich schon den finsteren Ozean, aber der Alte befand sich jetzt in seinem Heimatsdorf. Der greise Kopf hing über der Brust und träumte. Hastig und etwas verworren zogen die Bilder vor seinen Augen vorüber. Das väterliche Haus sah er nicht, denn es wurde im Kriege niedergerissen. Auch den Vater und die Mutter sah er nicht, denn diese waren gestorben, als er noch ein Kind war; sonst aber stand das Dorf unverändert da, als hätte er es gestern verlassen: eine Reihe von Hütten mit schwach erleuchteten Fenstern, der Damm, die Mühle, zwei einander gegenüberliegende Teiche, aus welchen die ganze Nacht hindurch der Froschchor erklang.

Einst hatte er in diesem Dorf auf dem Aussichtspunkt gestanden; jetzt zog diese Vergangenheit wie eine Reihe von Traumbildern an ihm vorüber.

Er war wieder Ulan und stand auf dem Aussichtspunkt: aus der Ferne blickte das Wirtshaus mit glühenden Augen, Tanz, Gesang, lärmendes Stampfen, die lauten Stimmen der Violine und der Baßgeige erschallten in der nächtlichen Stille: „Uh! Uh!“ dröhnte es durch die Luft. Die Ulanen sprühten Funken mit ihren vergoldeten Sporen, und er langweilte sich allein auf seinem Pferd! Träge flossen die Stunden dahin, schließlich erloschen die Lichter; soweit das Auge reichte, sah man nichts, als undurchdringlichen Nebel; es stiegen die Ausdünstungen von den Wiesen empor und hüllten die ganze Welt in eine weiße Wolke. Man glaubte, einen Ozean vor sich zu haben, aber es waren die nebelumhüllten Wiesen. Jeden Augenblick wird der Wachtelkönig in der Finsternis seine Rufe erschallen lassen und die Rohr-

dommel im Schilfe umherschwirren. Die Nacht war still und kühl, eine echt polnische Nacht. In der Ferne rauschte der Fichtenwald, wie die Meereswogen, ohne daß der Wind wehte. Bald wird die Morgendämmerung den Osten brechen. Schon begannen auch die Hähne in den umzäunten Höfen zu krähen. Die Rufe zogen von Hütte zu Hütte; auch die Kraniche schrien irgendwo in der Höhe. Der Ulan fühlt sich frisch und lebensfroh. Man hatte von der morgigen Schlacht geredet. Vorwärts, er wird mitgehen, wenn die anderen mit den Fahnen lärmend und schreiend in den Krieg zogen! Das junge Blut dröhnte in der Brust wie eine Trompete, obgleich der Nachtwind es kühlte. Nun aber begann es zu dämmern. Die Nacht wurde bleich, aus den Schatten traten die Wälder, das Dickicht, die Reihen der Hütten, die Mühle und die Pappeln hervor. Die Brunnen knarrten, wie blecherne Fahnen auf dem Turm. Wie lieblich und reizvoll ist dieses Land im rosigen Glanz der Morgenröte! O, du einzige, geliebte Heimat!

Still, der Wachsame auf dem Aussichtsturm vernahm nahende Schritte . . . Wahrscheinlich sollte die Wache abgelöst werden.

Plötzlich erschallte eine Stimme über Skavinski:

„He, Alter, steht auf, was ist Euch?“

Der Alte öffnete die Augen und betrachtete den Menschen mit Staunen. Die letzten Visionen kämpften in seiner Vorstellung mit der Wirklichkeit, endlich verblichen und verschwanden die Traumgebilde. Vor ihm stand Johns, der Hafenwächter.

„Seid Ihr krank, was ist geschehen?“ fragte Johns.

„Nichts."

„Ihr habt den Leuchtturm nicht angesteckt. Ihr müßt den Dienst sofort verlassen. Das Boot aus San Geromo ist an der Sandbank zerschellt, zum Glück ist niemand ertrunken, sonst würdet Ihr vors Gericht kommen. Steigt mit mir ein, den Rest werdet Ihr im Konsulat erfahren."

Der Alte wurde bleich. Er hatte in dieser Nacht den Leuchtturm wirklich nicht angezündet.

Einige Tage später sah man Skavinski auf dem Verdeck des Schiffes, das von Aspinvall nach Neuyork ging. Der Ärmste hatte die Stellung verloren. Ein neues Wanderleben eröffnete sich vor ihm; wieder ergriff der Wind dieses welke Blatt, um es über Land und Meer zu schleudern und sich an diesem Spiel zu ergötzen.

Der Alte hatte sich in diesen wenigen Tagen sehr verändert; er ging gebückt und unsicher, nur seine Augen glänzten noch. Auf seinem neuen Lebensweg nahm er auch das Buch mit, das er von Zeit zu Zeit mit der Hand an die Brust drückte, als ob er fürchtete, daß er auch noch dieses verlieren könnte.

Ein Traum.

In einer Gesellschaft erzählte man eines Tages viel von wunderbaren Vorfällen, Ahnungen, Visionen von Verstorbenen und dergleichen Sachen, welche die Geister der Berufenen und Unberufenen in unseren Zeiten immer mehr und mehr beschäftigen.

Unter den Anwesenden befand sich auch der Hausarzt, der von Amtswegen die Rolle des Skeptikers spielte. Am Schlusse der Unterhaltung wandte sich also eine der Damen an ihn mit der Frage, ob ihm wohl im Leben jemals etwas zugestoßen sei, was er sich nicht erklären konnte.

„Ich hatte in meinen jüngeren Jahren," antwortete der Arzt, „einen Traum oder vielmehr eine Reihe von so außergewöhnlichen Träumen, daß sie an Wunder alles übertreffen, was ich soeben vernommen, und ich bin bereit, sie auf allgemeines Verlangen zu erzählen."

Das allgemeine Verlangen stellte sich sofort ein. Der Arzt begann also folgendes zu erzählen:

„Vor zwölf Jahren hielt ich mich in Biarritz auf, wo ich Seebäder nahm. Gleichzeitig war ich in eine gewisse Engländerin verliebt, die beim Baden ein mit Fischschuppen gesticktes Kostüm benutzte. Es war eine sehr originelle Miß voller sonderlicher Einfälle.

Eines Tages hielt sie mich und ihre anderen Verehrer

bis 3 Uhr nachts auf ihrem Boot zurück. Wir blickten in die Sterne und sprachen über die wahrscheinliche Seelenwanderung von einem Planet zum anderen. Ich kam sehr müde nach Hause und schlief beim Lesen eines Briefes, den ich auf dem Schreibtisch vorfand, auf dem Sessel ein. Kaum hatte ich die Augen geschlossen, da schien es mir, daß ich in einer großen Stadt aus einem mir unbekannten Hause herauskäme und einen Leichenwagen vor dem Tor stehen sähe.

Für die Herrschaften, die noch nicht weit gereist sind, möchte ich bemerken, daß im Auslande die Toten nicht auf so hohen pyramidenartigen Wagen fortgebracht werden wie bei uns. Die Leichenwagen haben dort die Form eines langen, zu beiden Seiten mit Glasscheiben versehenen Coupés mit einer Tür in der Hinterwand, durch welche der Sarg hineingeschoben wird.

Solch einen Wagen sah ich im Traum.

Aber das ist noch nicht alles. Neben dem Leichenwagen stand ein junger etwa 15jähriger Bursche, der ein schwarzes Jackett mit schmaler Verschnürung und einer Reihe kleiner Metallknöpfe trug.

Als er mich sah, öffnete er die Tür des Leichenwagens, verneigte sich und forderte mich mit höflicher Handbewegung auf, einzutreten.

Obgleich im Traume verschiedene ungewöhnliche Dinge ganz alltäglich erscheinen, erinnere ich mich, daß ich so heftig erschrak und so gewaltsam zurücktrat, daß ich mit dem Kopf an die Stuhllehne stieß. Natürlich erwachte ich sofort.

Zwei Tage darauf vergaß ich bei meiner Engländerin den Traum, aber in der dritten Nacht wiederholte er sich mit

bewunderungswürdiger Übereinstimmung. Dann wiederholte er sich in unregelmäßigen Unterbrechungen, etwa alle drei oder vier Tage. Schließlich fing es mich an zu quälen.

Am seltsamsten war jene Übereinstimmung des Hauses, des Leichenwagens und vor allem des Anzugs und des Gesichts des Knaben, der mich stets mit derselben Liebenswürdigkeit zum Eintritt aufforderte.

Ich prägte mir vorzüglich seine Jacke mit der Verschnürung und den kleinen Metallknöpfen ein, sein helles Haar und seine grauen, weit auseinanderliegenden fischähnlichen Augen.

Sie werden zugeben, meine Herrschaften, daß diese hartnäckige Wiederholung des Traumes mich unruhig machen konnte.

Nach einigen Wochen reiste ich nach Paris und stieg in demselben Hotel ab wie meine Engländerin. Wir kamen des abends, ungefähr zum Diner, in ziemlich zahlreicher Gesellschaft an. Ich zog mich schnell um und ging dann zum Aufzug, um in den Speisesaal hinunterzufahren. Im Gange bemerkte ich meine Bekannten, die ebenfalls den Aufzug erreichen wollten; ich trat jedoch zuerst an die Tür heran und drückte auf den elektrischen Knopf.

Nach einer Weile hörte ich das dumpfe Rasseln des Aufzugs, und bald darauf öffnete sich die Tür. Plötzlich trat ich erschrocken zurück, als ob ich den Tod erblickt hätte.

In der offenen Tür erblickte ich einen 15jährigen Knaben mit hellem Haar und Fischaugen; er trug ein schwarzes Jackett mit Verschnürung und Metallknöpfen, genau so, wie ich ihn im Traume gesehen.

Er stand vor der Tür an dem noch schwankenden Aufzug und forderte mich mit liebenswürdiger Bewegung auf, einzutreten.

Ich gestehe, daß ich zum erstenmal im Leben erfuhr, daß sich das Haar wirklich vor Schreck auf dem Kopfe sträuben kann. Ich trat natürlich wie abwesend zurück und lief rasend die Treppe hinunter. Unten befand sich der Saal.

Der Aufzug wartete oben offenbar auf eine größere Anzahl von Gästen. Ich saß inzwischen im Korridor auf einem Schaukelstuhl, um mich ein wenig zu beruhigen, denn ich fühlte, daß ich bleich war wie Linnen. Da plötzlich . . . ich weiß nicht . . . vielleicht nach einigen Sekunden, vielleicht auch nach einigen Minuten vernahm ich einen durchdringenden Schrei, ein Gepolter; mir wurde ganz schwach.

Als ich mich erholte, sah ich im Korridor menschliche Leiber, die in der Eile in blutbefleckte Laken eingehüllt waren.

Der Knabe war ebenfalls umgekommen. Ich erfuhr es erst später.

Wer will, mag sich diesen Vorfall zu erklären suchen. Mich nennt ihr mit Recht einen Skeptiker, denn wenn er einem anderen passiert wäre, würde ich niemals daran glauben.



Herrosé & Ziemsen, G. m. b. H., Wittenberg.

Herrosé & Ziemsen, G. m. b. H., Wittenberg.

Tatarische Gefangenschaft

von





